

KUNST LITERATUR FORSCHUNG

ADRIEN TUREL:

Vom Menschen und seiner künstlichen Not

Aus Adrien Turel im Europa-Verlag erscheinenden Buch
«Maßsystem der historischen Werke»

Seitdem das Leben aus dem Meer an Land gestiegen ist, hat sich eine *Polarisation der Biologie in Tier und Pflanze vollzogen*, wie sie unseres Erachtens im Meer noch nicht stattgefunden hat. Die Tiefe des Ozeans wimmelt von Tieren, die wie Bäume festgewurzelt sind, die also für unsere Begriffe wichtiger Kriterien der Beweglichkeit entraten, so daß sie sowohl in Dantes «Hölle» als auch in den «Metamorphosen» des Ovid zu den Wesen gehören könnten, die zur Strafe für irgendein grundlegendes Vergehen zur Unbeweglichkeit der Pflanze, fast möchte man sagen, gekreuzigt worden sind.

Bei den Tieren, die außerhalb des Wassers an der Luft leben, kann man feststellen, daß nur Tiere, die von den Pflanzen zehren, für uns wohlschmeckend sind; während Raubtiere, die andere Tiere fressen, fast durchweg als ungenießbar angesehen werden. Auch diesen Unterschied gibt es bei den Fischen, bei den Seelebewesen nicht. Gerade die ärgsten Räuber wie Hechte usw. gelten als ganz besondere Leckerbissen. Auch Krebse und Krabben.

Wenn wir also von Bios, vom *Leben*, von Biozentrik sprechen, müssen wir von vornherein darauf achten, daß wir zunächst nicht an das Leben im allgemeinen, sondern nur an *das Leben auf den Kontinentalschollen*, außerhalb des Wassers und an der Luft denken. Die Ozeane bedecken als mächtige *Wasserschollen* fast vier Fünftel der Erdoberfläche, und sie sind, bis in bedeutende Tiefen, mit Lebewesen teils tierhafter, teils pflanzenhafter Art durchsetzt. So wird man ermaßen, daß die dünne Lebensschicht der Menschen, der Tiere und Pflanzen auf der Oberfläche der Kontinente nur einen dünnen Phasenzustand der Lebensmächtigkeit überhaupt bedeutet.

In unserem Lebensschichtenbereich sind Tier und Pflanze nur so scharf und tief komplementär zu einander entwickelt, weil die Pflanze an Land das Meer vertritt.

«Einst stieg das Meer an Land und hieß der Baum.» Auf den Kontinentalschollen hat die Pflanze in der Symbiose von Flora und Fauna den Wasserhaushalt zu gewährleisten. Nur dort, wo sich das Tier in die feuchtatmende Flora einbetten kann, wie in eine sublimierte Form des Ozeans, kann es unter dörrenden Winden gedeihen. Wenn man das Wogen der Wälder immer wieder als Brandung bezeichnet, so bedeutet das weit mehr als eine bloße Phrase.

Das große *Bauerntum* nun, das der Mensch seit Jahrzehntausenden entwickelt hat, zeigt diese Symbiose von Tier und Pflanze in ganz besonderer Vollendung.

Nur muß man sich davor hüten, ein solches Gebilde für *natürlich* zu halten. Ein Mastschwein, eine Mastgans sind ebensowenig etwas «Natürliches» wie eine gefüllte Nelke oder eine Pfundbirne. Und wenn eine Kuh, über ihr Kalbern hinaus, täglich Rekordmengen von Milch liefert, so ist das ebenso wenig natürlich wie die Treibhausleistung von Legehühnern.

Immerhin! In einem gesunden Bauernhofe ist die Symbiose von Tier und Pflanze, das komplementäre Gleichgewicht der beiden großen biotischen Arten bewundernswert entwickelt.

Vervielfältigt man einen solchen Bauernhof, übersät man eine ganze Landschaft mit diesen soziologischen Gebilden, so befindet sich ein ganzes Land, zeitweilig wenigstens, in diesem ausgewogenen Zustand der *komplementären Doppelpoligkeit*, entsprechend den polarisierten Kräften in einem Elektromagneten.

Es liegt aber nicht in der menschlichen Natur und im historischen Charakter der menschlichen Gesellschaft, einen solchen Zustand «ewig» andauern zu lassen. Vielmehr tritt ein Augenblick ein, wo sich eine neue *Auspolarisation* vollzieht, indem der Mensch auf die Pflanze, auf das vegetative Prinzip verzichtet und es sogar auszurotten beginnt. Auch sondert der Mann sich als Gruppe (Orden, Heere, Flotten) vom Weibe und vom mütterlichen Wesen.

Eine solche Auspolarisation hat z. B. im kleinen Lande *Attika* etwa um 800 v. Chr. stattgefunden. Wie im 19. Jahrhundert das europäische Bauertum in die neue soziologische Form des Proletariats «übergegangen» ist, ist in Attika ein wesentlicher Teil der Landgemeinden derart in die Metropole Athen und in den Hafen des Piräus zusammengeronnen, daß nunmehr der Zustand der Polis, der *Stadt* gegeben war.

Zur Zeit der Perser Kriege und bis zum Peloponnesischen Kriege hat sich dann Athen geradezu zu einer künstlichen Insel entwickelt, indem es sich durch gewaltige Mauern vom eigenen Hinterlande abschloß und sich nur nach dem Meere öffnete. Im gleichen Maße wie sich Athen aus der Landschaft Attika herauspolarisierte, entwickelte es sich zur wohl geistvollsten Maschine der Weltgeschichte.

Bedeutet nicht schon jede *Organbildung* eine Auspolarisation und daher für die betreffenden Teile des Körpers Zustände der Vereinseitigung und der Bedürftigkeit? Das Auge ist so aus dem Körper auspolarisiert, daß es nur noch für Lichterscheinungen aufnahmefähig ist; Schläge, die an anderen Stellen des Körpers Schmerzen verursachen würden, setzen sich am Auge in Lichterscheinungen um. Möglicherweise ist im Körper die tiefste auspolarisierende Gegensatzbildung in den beiden Ausformungen der Blutkörperchen und der Zerebralzellen, der Nervenzellen zu konstatieren. Die Zerebralzellen regenerieren sich überhaupt nicht mehr, und wenn man die Zellteilung als eins der Grundmerkmale des aus sich selbst in Mannigfaltigkeiten auswuchernden Lebens betrachtet, so sind die Zerebralzellen, fast möchte man sagen, gänzlich «tot».

Betrachtet man nun den *Staat als einen Organismus*, so wird man an ihm entsprechende Erscheinungen gewahren. Auch die Staaten und die Kirchen bilden Organe und Gliedmaßen, und zwar *Gliedmaßen ad hoc*. Dadurch unterscheiden sie sich ganz besonders von einem Tier- oder Pflanzenkörper, wie wir diese individuell zu betrachten gewohnt sind. Ein Raubtier, ein Fisch, ein Menschenaffe haben sich nach ihrer Geburt ein für allemal zu einer bestimmten Organ- und Gliedmaßenbildung «entschlossen». Mit diesen Gliedmaßen und Organen sind sie einem gewissen Milieu, einer «Landschaft» angepaßt, und wenn diese Landschaft vernichtet wird oder schwindet, so sind auch sie zum Absterben verurteilt, wie ein Wal am Strand.

«Menschlich» ist dies nicht. Menschlich ist vielmehr die Fähigkeit, immer wieder Organe und Gliedmaßen ad hoc zu bilden, nicht nur, um sich neuen Umweltsbedingungen anzupassen, sondern auch, um geradezu *eine neue Landschaft zu erschaffen*.

In diesem Sinne kann man die gesamte moderne Technik: Flugzeug, U-Boot und Tank, Hygiene und sogar die Mathematik als ein großes System von Organen und Gliedmaßen ad hoc betrachten. Aber wohlbemerkt: Es hat die Menschheit durchaus nicht auf die moderne Technik gewartet, um in dieser Weise Organe ad hoc zu entwickeln. Vielmehr ist die Entfaltung dieser Fähigkeit eine der hauptsächlichsten Leistungen und Äußerungen der Staaten und Kirchen überhaupt.

Bei den Staaten sind die *Auswandererscharen, die Armeen und Flotten*, auch das *Proletariat* solche Bildungen ad hoc.

Bei den sublimierten Formen der Staaten, die man *Kirchen* nennt, gehören vor allem die großen Ordensbildungen hierher.

Ein Krieg wie der gegenwärtige ab 1939 ... stellt noch weit schärfer als die sogenannte Frie-

denswirtschaft im höchsten Maß den Zustand der künstlichen Not dar, wie ihn z. B. das Imperium Romanum in *Vorwegnahme der Endlichkeit des verfügbaren Geschichtsraums* auch schon verwirklicht hat.

In diesem Kriege und durch diesen Krieg wirkt sich der Weltindustrialismus insgesamt aus wie eine *einheitliche Uebermaschine*, deren Tätigkeit und Wirkung man sehr genau definieren kann. Man denke sich eine Fleischmaschine, bei der an einem Ende Fleischstücke eingeschüttet werden, um am anderen Ende als verkaufsfertige Wurstwaren oder Konserven herauskommen.

Darüber hinaus vergegenwärtige man sich den Gesamtbetrieb der Chicagoer Schlachthäuser, wo, nach dem bekannten Wort, vom Tier alles in Ware verwandelt wurde, bis auf das Gebrüll. Eine solche hochkomplexe Maschinerie des amerikanischen 19. Jahrhunderts ist noch äußerst primitiv, gemessen an der Ultra-Maschine des heutigen Weltindustrialismus.

Denn, wenn man diesen Weltkrieg 1939 ... als eine überkomplexe Maschine betrachtet (analog wie von uns im Vorstehenden auch Athen als die kunstvollste Maschine der Weltgeschichte bezeichnet worden ist), so wird im Arbeitszug dieser «Maschine» vom Menschen nicht nur der Leib, der Körper, das Allzuleischliche, das Allzumenschliche mitverarbeitet und mitverwandelt, sondern auch des Menschen «Gebrüll», seine Wonnen und Leiden, seine Laster und Tugenden, seine Gier und Verschwendung ... mit einem Wort sein Geist, seine Symbolik und seine Seele ...

Immer schon haben die Menschen, wenn sie sich aus ihrer «Fleischlichkeit» heraus in einen Raubkrieg hatten hineinreißen lassen, die Hoffnung festgehalten, dieser Krieg würde nun endgültig die sozialen Schwären ausbrennen, und eben darum werde es der letzte Krieg sein ... Diese Hoffnung, welche auch 1919 die Menschheit genarrt hat, ist grundverfehlt, grundverfehlt schon in ihrem eigentlichen Ansatz, weil sie immer den Menschen als empfindendes Wesen so erhalten möchte, wie er bisher immer von neuem versagt hat.

Der Mensch «bisher» ist ein Wesen, das stets das Gute will, und meist das Gegenteil von dem tut, was er möchte. Wir müssen also zufrieden sein, wenn die Weltkrise ihn in einen neuen Zustand hinüberreibt. Diesem Prozeß kann kein Mensch für sich, keine Nation und keine Macht entinnen, und zwar eben weil die Endlichkeit unserer irdischen Flächenwelt sich auf uns alle so auswirkt wie der Kessel auf den Dampf, wie im Motor der Zylinder auf das zerblasene Benzin, es wird zugleich eine Explosion ausgelöst und diese Explosion wird vektorial ausgerichtet. In der Thermomechanik bisher werden quantitative Auswirkungen erzielt.

In der ultra-komplexen Weltmaschine des Weltindustrialismus wird eine *qualitative Ausrichtung und Transformation erzwingen*, und zwar mit den *unerbittlichsten Mitteln der künstlichen Not*, wie der Mensch sie gegen sich selbst anwendet. Mit voller Absicht ist hier das harte und böse, fast abstoßende Bild der Chicagoer Schlachthäuser angewendet, wo die Viehherden an einem Ende als Lebewesen hineingetrieben werden, um am anderen Ende als Ware fertig verpackt wieder zum Vorschein zu kommen. Die jetzige Totalkrise der Weltwirtschaft, die man einen Weltkrieg nennt, wirkt sich analog aus, nur auf viel höherer und viel tieferer Stufe zugleich. Alle Menschen und Völker der Erde werden am einen Ende in einen zwanghaften Prozeß hineingetrieben, um am anderen Ende wieder herauszutreten ... entweder zu lauter Ware verarbeitet oder aber in neuer Gestalt. Wehe den Menschen und Völkern, die sich dabei zu Waren verarbeiten lassen. Sie haben nicht begriffen, was es heißt, seine Freiheit zu behaupten, die Freiheit nicht *wovon*, sondern *wozu*, die «Freiheit» zur Lehauptung der Eigenwerte, der eigenwüchsigen Werte in Eigengestalt ...

Wie lange wird dieser Uebergangsprozeß währen, wie lange wird die Menschheit ab 1900 in den erstkündigen Geburtsängsten dieser künstlichen Not sich weiterarbeiten müssen?

Schon vor Jahren habe ich, hier in der «Tat», geschrieben, wir befänden uns etwa in der Mitte einer Krise, die um 1900 begonnen habe und die etwa um 1970 zu Ende kommen werde. Diese «Strecke» von rund 70 Jahren ist insofern nicht wörtlich zu nehmen, als ja auch die trachtige Maus, die trachtige Elefantkuh ... oder aber

die gesättigte Riesenschlange nur genau so lange gefesselt oder behindert sind, als der Prozeß in ihnen auskocht, ausgärt, den sie trugen und behüten ...

Wenden wir diese Grundvorstellung mütterlicher Welt auf die heutige Weltkrise an, so ergibt sich: der jetzige Weltkrieg (der wievielte?) wird nur dann ein Ende nehmen, wenn der aus künstlicher Not erzeugte Selbstverdauungsprozeß der Menschheit und der Mächtefamilie zur *Erzeugung eines neuen Menschentyps* geführt haben wird, zu seiner Massenerzeugung sogar, jenseits und über allem, was man im 19. Jahrhundert als «Genialität» und als «Uebermenschenentum» erfaßt hat.

Dieses neue Wesen des Menschen bezeichnet dieses Buch, als Vierdimensionalität, als relativistisches Zeitalter, als Quintär der Erdgeschichte.

Hierbei ist der Gesellschaftszustand der Vierdimensionalität in keiner Weise «transzendent» oder «mystisch» gemeint, vielmehr soll er grundsätzlich nur in technischen Errungenschaften und Symbolen dargestellt und realisiert sein. In einer technischen Stufe allerdings, die «jenseits» alles dessen liegt, was die Grundlagen des Weltindustrialismus im 19. Jahrhundert bildete. Die Vierdimensionalität kann man als eine *Elektrifizierung*, besser noch als eine *Versonnung* der menschlichen Welt bezeichnen, als die Hebung des Menschen aus dem planetarischen in den heliotischen Zustand.

Mond und Erde reflektieren nur parasitär das Licht und die Energie, welche in ungeheuerlichen Katarakten sich ergießen. Auch die Kunst, die Malerei z. B. entsprechen dem, und dieser «Welt-situation», dieser «Perspektive» zu den Dingen, Waren und Werten entspricht auch, im Kleinsten und Größten die Arbeitsethik, Handel, Kauf, Verkauf und Vermögenshortung der versinkenden Epoche.

Unter entsetzlichen Krämpfen, Opfern und Leiden treibt und stülpt sich die Mächte-Familie gegenwärtig in eine neue kosmische «Lage», der auch ein neues Wesen des Menschen entspricht. Die Mächte treiben sich wechselseitig dazu, die außermenschliche Welt zu erobern. Da die Welt auch als Kosmos, nicht nur als kugelhafte Erdoberfläche sphärisch endlich ist, schlägt dieser Eroberungsprozeß in künstlicher Not auf die Menschheit zurück, und dies erzwingt wiederum eine Selbstverwandlung der Menschheit.

Der gegenwärtige «Weltkrieg», in Tat und Wahrheit der 5. oder sechste seit dem Zeitalter der Entdeckungen, ist der bisher bei weitem gewaltigste Selbstüberwindungsversuch der Menschheit. Die klare Erkenntnis dieser Tatsache und Sachlage ist der einzig «wahre», weil illusionslose «Trost», den der ethische Mensch finden kann, um nicht hoffnungslos erschöpft, erschöpft vor Ekel, in dem Ozean von Scheußlichkeiten unterzugehen, der uns umbrandet.

Jede Hoffnung, der gegenwärtige Weltkrieg werde das Böse im Menschen verzehren, ausbrennen, und nur das alte Gute im Menschen übrig lassen, ist völlig abwegig, welthistorisch verwechsellichend. Solche Krisen wie die gegenwärtige sind nur deshalb möglich geworden, weil auch das «Gute» im Menschen nicht mehr «gut» war. Wir brauchen eine neue Güte, Menschlichkeit, Mütterlichkeit unter den Menschen, und diese muß auch dem Bösesten gewachsen sein, während das alte «Gute» sich immer wieder vom Bösen, Schlechten, Schieberhaften, von jeder ersten besten Geschäftsführung überrumpeln ließ.

Jeder, der das Leben als Geschichte erfahren hat, weiß, daß predigen in diesem Zusammenhange gar nichts fruchtet. Auch die Bußfertigkeit der Massen und der Völker hilft nichts, denn sie währt nur so lange wie ihre Ermüdung. Auch konnte bisher das «Böse» immer aus jeder Niederlage in andere Räume hinüberrochieren, seine Zeit abwarten und mit erholten Kräften von neuem beginnen.

Erst die gegenwärtige Krise kann «total» sein, auch in der Ueberwindung des Alten Adams. Eben weil sie als tellurische Uebermaschine die ganze Menschheit zusammenfaßt wie eine Garbe, wie die Ufer des Stroms seine Gewässer und sie einsinnig in die Zukunft treibt.

Fata ducent volentem, nolentem trahunt. Wir müssen alle hindurch. Die Frage ist nur, wer am anderen «Ende» wie das Vieh in den Schlachthäusern als Ware wieder zum Vorschein kommt, wer als Mensch neuer Art ...

BÜCHER

R. C. Hutchmson: «Der Unvergessene», Alfred-Scherz-Verlag, Bern.

Ein durch und durch englisches Werk, obschon sich die Handlung zu einem großen Teil in Deutschland abspielt; in jenem aufgewühlten Deutschland der militärischen und politischen Wirren nach dem Krieg von 1914 bis 1918. Der «Unvergessene» ist der Sohn Klaus eines Engländer, der, wider den Willen seines Vaters, die in seiner Familie tätige Deutsche heiratet. Die Heirat, die auf der Flucht vollzogen wurde, erweist sich als nicht rechtskräftig aus Gründen, die dem getrauten Paar vorenthalten worden waren. Das Glück war daher kurz; die Geliebte kehrt nach Deutschland zurück, heiratet einen deutschen Offizier, und ihr Kind, von dem nur zwei Menschen wissen, wer sein wahrer Vater ist, gerät als Jüngling in die Schrecken der Nachkriegswirren. Aus dem grausigen Geschehen trägt er eine Gedächtnisstrübung davon.

Das Schicksal wollte es, daß der Bruder von Klausens Vater im Krieg Klausens Stiefvater erschießen lassen muß, weil dieser als Spion gefangenommen worden war. Dieser Bruder, der die Verhältnisse genau kennt, spürt nun Klaus nach, sucht ihm und seiner Mutter zu helfen, und es gelingt ihm schließlich, Klaus in

England in seine Familie aufzunehmen, ohne daß dieser ahnt, daß er sich bei seinem Onkel befindet. Er sucht nun das in Klaus — der alle Engländer aus tiefstem Herzen haßt — schlummernde englische Wesen zu wecken. Das gelingt ihm nach schweren Enttäuschungen, dank der Hingabe und Liebe, die Klaus von allen Seiten entgegengebracht wird. Eines Tages aber kehrt Klaus nach Deutschland zurück zum großen Bedauern aller, die ihn liebten.

Das Buch ist meisterhaft geschrieben, packend in allen Teilen. Das Bestreben, dem deutschen Jüngling das lebenswerte Leben, so wie es der Engländer sieht, nahezubringen, ist sorgfältig, gemütvoll, mit Humor und erfrischender Selbstkritik dargestellt, so daß der Leser das Werk höchst dankbar und nachdenklich aus der Hand legt.

Cri de la France

Sammlung französischer Klassiker, herausgegeben von Pierre Courthion in der Universitätsbuchhandlung Freiburg

Die Sammlung ist ganz allgemein so angelegt, um zugleich der Befriedigung zweier Bedürfnisse zu dienen, die, so ungleich sie an sich sind, doch der gleichen Zeit entspringen. Erstens soll ein rascher und rationeller Ersatz für die der Kriegereignisse wegen in Ausfall gekommenen Klassi-

ker Ausgaben geschaffen und zweitens wohl eine gewisse Umwertung der Werte oder doch Umlenkung eingeleitet werden, wie sie gerade auf dem schon von Begriffs wegen stabilisierten Gebiet der Klassiker der unwälbenden geistigen Entwicklung der letzten Jahrzehnte wegen notwendig geworden ist.

So ist es denn weiter nicht erstaunlich und entspricht durchaus dieser Notwendigkeit, wenn bei den Freiburger Klassikerauswahlen einmal etwas *andere Klassiker* als die sonst in erster Linie betonten und gewohnt aus gewählt wurden, und zum andern das Schwergewicht auch innerhalb des Werkes des einzelnen Klassikers etwas außerhalb der üblichen Anthologiestücke und Stilmuster verlegt wurde. Sowohl auf der Skala der Klassikernamen wie auf dem Maßstab, wonach die einzelnen Werke der Klassiker bewertet, und dann der zu allgemein werdenden schulmäßigen Wertschätzung wegen endlich auch entwertet werden, wird eine Akzentverlagerung spürbar, die sich in der Richtung intimer Werte zu vollziehen und der Erkenntnis des Menschen und dessen Bekenntnis entgegenzustreben scheint. Der Klassiker wird weniger von seinen (im stilistischen Sinne) schönsten und höchsten Früchten her und mehr auf seine tiefsten und dunkelsten Wurzeln hin ergriffen. Eine Tendenz der existentiellen Wertung, die im Schrei eines Knechtes aus der Tiefe das Wesentlich-Schöpferische schaut, tritt da zutage, wenn auch nicht überall gleich deutlichen Tritts.

Unter «Frankreichs Schrei» ist denn auch, wenn er auch mitgemeint ist, nicht allein der zeitliche Verzweigungsschrei des heutigen Frankreichs gemeint, sondern — vor allem — sein überzeitlicher Wesensschrei, von dem nur der engere Ausdruck (wenn man so sagen darf) zeitgebunden ist. Doch das Thema ist zu weit, um hier in wenigen Zeilen angeschlagen zu werden — weisen wir noch darauf hin, daß jeder Klassiker unserer Sammlung von einem wesensverwandten oder doch artnahen Geiste ausgewählt wurde und eingeleitet wird, und daß jeder Band eine Biographie und Bibliographie sowie sich allfällig notwendig erweisende Notizen enthält. Bis jetzt liegen uns ein *Villon* von Pierre Emmanuel, ein *Bosquet* von Georges Haldas, ein *Montesquieu* von Marcel Raymond, ein *Stendhal* von Jean Starobinski und ein *Baudelaire* von Pierre Jean Jouve vor, in dessen Vorwort zu Baudelaire z. B. sich übrigens auch der Verlagsort, die katholische Hochschule Freiburg, ausstrahlunghaft bemerkbar macht, indem das Saturnische und Satische bei Baudelaire als Maske behandelt und abgerissen wird.

Berichtigung

Infolge eines Versehens fiel auf unserer letzten Magazinseite der Name der Autorin von «Spielzeuge» fort. Die beiden Skizzen «Puppenwagen» und «Jahrmärtsäckchen» sind von Alice Rudisio.



Vorarbeiten für das Kulturzentrum in Zürich 11

Seit Jahren wird im 11. Stadtkreis über die Schaffung eines großzügigen Kulturzentrums mit Saalbau diskutiert; über das fertige Projekt hat aber Stadtrat Dr. S. Widmer bereits zweimal in einer öffentlichen Versammlung gesprochen. Nach mühsamen Verhandlungen über die Landbeschaffung sind nun die Vorarbeiten abgeschlossen worden, und so konnte jetzt auch über diese Frage Auskunft gegeben werden, und zwar in einer im «Sternen» Oerlikon durchgeführten Versammlung aller politischen Parteien, der Gewerkschaften und der Kultur- und Sportvereine mit dem Zweck, ein Initiativ- und ein Patronatskomitee ins Leben zu rufen.

Als Versammlungsleiter begrüßte Nationalrat Otto Schütz die zahlreichen Interessenten und gab einen kurzen Ueberblick auf die dringende Notwendigkeit eines Saalbaues in Zürich 11. Der Stadtkreis 11 hat heute bald 80 000 Einwohner und in nicht mehr ferner Zeit werden es 100 000 Leute sein. Oerlikon, Schwamendingen, Seebach und Affoltern zusammen sind heute schon größer als Winterthur, verfügen aber über keinen Saal, geschweige denn über ein eigentliches Kulturzentrum, wie dies Winterthur und die viel kleinere Stadt Schaffhausen seit Jahren haben. Mitglieder des Gemeinderates aus allen politischen Parteien setzen sich seit bald vier Jahren für dieses Projekt ein, das wegen der Landfrage nicht vorwärts getrieben werden konnte.

Den Leidensweg der Landbeschaffung schilderte Liegenschaftsverwalter S. Deutsch. An der Wallisellen-/Thurgauerstraße, gegenüber dem Hallenstadion, stehen im Eigentum des Kantons 21 000 m² Land. Der Kanton hat sich grundsätzlich für den Verkauf dieses Landes bereit erklärt, sofern die Stadt dafür Realersatz anbieten könne. Die Stadt hat dann mit dem Bund und einer privaten Firma verhandelt, und heute steht fest, daß der Bund dem Kanton Zürich einen Teil des Landes der heutigen Versuchsanstalt Zürich-Oerlikon verkaufen wird,

so daß sich der Kanton entschließen konnte,

sein beim Hallenstadion gelegenes Land der Stadt abzutreten. Dieses Land ist nun für die Schaffung eines Kulturzentrums mit großem Saalbau bestimmt.

Die Kosten des Projektes betragen 6 750 000 Fr. Es wird mit einem jährlichen Umsatz von rund 800 000 Fr. gerechnet (Spargarten Altstetten 1958 rund 560 000 Fr. Umsatz). Da aus verschiedenen Gründen weder Wohnungen noch Läden geschaffen werden können, stehen einzig die Mietzeineinnahmen aus dem Restaurationsbetrieb und der Vermietung des Saales, die auf jährlich 80 000 Fr. beziffert werden, zur Verfügung. Das heißt nichts anderes, als daß fünf Millionen der Bausumme durch die Stadt abgeschrieben werden müssen. Auch die Frage eines Hotelbaues wurde einläßlich geprüft, doch ist es fraglich, ob das jährliche Defizit von schätzungsweise 300 000 Fr. durch die Erstellung eines Hotels verringert werden könnte.

In der anschließenden Diskussion wurde das Projekt mehrheitlich bejaht, von verschiedenen Rednern aber darauf hingewiesen, man möchte mit dem Saalbau ein städtisches Amtshaus verbinden, um so die Mietzeineinnahmen zu erhöhen. Nationalrat W. Vontobel dankte allen Beteiligten für ihre Initiative und freute sich darüber, daß die Stadt dieses Land zur Verfügung stellen wird. In bezug auf die Erstellung von Wohnungen hat W. Vontobel Bedenken, da dieser Saal doch ständig benützt werde und sich gelegentlich Nachtlärm kaum verhüten lasse.

Auf Antrag des Vorsitzenden beschloß die Versammlung einstimmig ein Initiativkomitee, bestehend aus 13 Vertretern der politischen Parteien, der Quartiervereine und der übrigen Vereine. Dieses Komitee hat u. a. abzuklären, ob eine Betriebsgenossenschaft und Betriebsgesellschaft gegründet werden soll. Weiter müssen Verhandlungen mit der Stadt gepflogen und vor allem finanzielle Fragen geprüft werden. Um mit den Industriekreisen in Kontakt zu kommen und auch von dieser Seite einen Beitrag zu erhalten, wurde ein Patronatskomitee bestimmt. Auf diese Weise ist es nun möglich, das geplante Projekt zu verwirklichen und zu gegebener Zeit dem Gemeinderat und den Stimmbürgern vorzulegen.

sa.

In memoriam Adrien Turel

Ein Abend des Zürcher Schriftstellervereins

Des am 29. Juni 1957 verstorbenen Dichters und Denkers gedachte am 6. Februar im «Elite» eine ansehnliche Gemeinde des Zürcher Schriftstellervereins, Adrien Turel war der Sohn einer norddeutschen Mutter. Väterlicherseits entstammte er einem alten waadtländischen Bauerngeschlecht und war Bürger von Ollon. Er kam am 5. Juli 1890 in Petersburg zur Welt, verbrachte, zusammen mit zwei Geschwistern, ein paar Kinderjahre unweit Lausanne, lebte hierauf fast dreieinhalb Jahrzehnte, von 1900 bis 1934, meist in Berlin, ab 1934 dann bis zu seinem Tode in unserer Stadt, ein impetuosier Mann von weitem Wissen, der insgesamt über zwanzig Bücher verfaßt hat, Dichtungen, Essays, spekulativ-philosophische Abhandlungen. Graf Hermann Keyser-

ling attestierte ihm seinerzeit, er habe in mancher Hinsicht «tiefer gesehen als irgendein anderer Mensch vor ihm». Albin Zollinger, der Mitte der dreißiger Jahre oft und immer wieder mit Turel zusammensaß, im Café Ernst und im Terrasse, empfand ihn als genial anregenden Gelehrten, Friedrich Georg Jünger prägte angesichts der verwegenen Bekundungen unseres Zürcher Philosophen den Ausdruck «Turelismus», und R. J. Humm, in dessen gastlicher Wohnung am Hechtplatz Turel manch lieben Abend lang philosophierte, war der Meinung, das Ganze ließe sich bezeichnenderweise noch als «Turelerei» charakterisieren, da «stets viel Ulk dabei im Spiele sei».

Wir schreiben diese paar Vorbemerkungen zuhanden unserer Leser nieder, wiewohl am Zürcher Schriftsteller-Abend davon nicht im leinsten die Rede war. Keine Daten, fast gar keine äußeren Umstände wurden der Erwähnung für wert befunden. Claude Richard Stange, der bekannte Basler Kritiker und derzeitige Präsident des Basler Schriftstellervereins, entwarf, frei vortragend, in brillanter Abkürzung ein Bild dessen, was Adrien Turel durch Jahrzehnte hin leidenschaftlich angestrebt hat, nämlich Künder zu sein und erster Repräsentant eines kommenden Zeitalters. Ihm, dem Vielverkannten, war es auferlegt, stellvertretend für uns Zurückgebliebene, die Satzungen eines neuen Jenseits zu formulieren, «die Menschheit als System der Allmacht» entschlossen zu etablieren, wider eine Welt von Unersichtigen; der Begriff Jenseits, wohlverstanden, war für ihn bar jeder religiösen Vorstellung. Er hat ihn usurpiert für das kommende Zeitalter des «Ultratechnoikums». Die Ausblicke in das Nochniedagewesene machten ihn trunken. Er erkannte die bisherige Welt, den bisherigen Menschen als unrettbar dahin und zusammengebrochen und deklarierte diesen Zustand einer Zeitenwende als aushaltbar nur, wenn ein völlig neues Menschenbild gefunden werde, ein Bild, das er mangels Gefolgschaft einstweilen in eigener Person, im Innersten aufgebracht und durch alle Gefühlsdimensionen gehetzt, zyklisch und völlig allein zu bewältigen versuchte. Seine Tragik bestand darin, daß er sich machtlos einer vernagelten Menschheit gegenüber sah, Mitmenschen, die nicht wachzurütteln waren, Leuten, die sich weigerten, das Totalneue, von dem selbst er sich gänzlich übermannt und überannt fühlte, auch nur am Rande zur Kenntnis zu nehmen. Er lebte herausgeschleudert aus allen Zusammenhängen und suchte dem Sog des «vierdimensionalen», von keinem Gott mehr beschirmten Zeitalters standzuhalten bis zuletzt.

Nicht lange vor seinem Tode erschienen, hektographiert, da anscheinend kein Verleger mehr sich finden wollte, zwei letzte Publikationen. Die Titel, die er ihnen gab, verraten Ingrim und Einsicht. Sie heißen: «Generalangriff auf die Persönlichkeit» und «Bilanz eines erfolglosen Lebens». Die von seiner Frau, Lucy Turel, im Dezember vorigen Jahres gegründete Stiftung Adrien Turel (Venedigstraße 2, Zürich-Enge), gibt derzeit einige seiner Werke, unter anderem auch Gedichte und einen Roman aus dem Nachlaß, in je 200 nummerierten Exemplaren neu heraus.

Claude Richard Stange hat es verstanden, Turels schwerverständliches Werk erstaunlich gewichtig und erstaunlich transparent erscheinen zu lassen. Seine laudatio galt einem großen Neutöner, der vorpreschte mitten ins Magma kommender Zeiten. Hernach las Ursula von Wiesse klar

Turelsche Lyrik vor, aus dem Band «Weltleidenschaft» von 1940, aus dem Band «Vom Mantel der Welt» vom Jahre 1947 und aus dem in der erwähnten Stiftung im Erscheinen begriffenen Werk «Eros Demiurgos», dessen eine Unterabteilung überschrieben ist mit den bekennnishaften Worten «In meinem Herzen krümmt und wendet sich die Zeit». Prophetisch rauschen diese Dichtungen daher, ekstatisch auf Selbst- und auf Welterklärung aus. Die letzte aus dem Zyklus «Das Tüchlein der Welt an den Masten» begann ergreifend mit den Worten «Als ich noch lebte—».

H. R.

Der Arzt und die religiöse Situation der Gegenwart

Aulavortrag von PD Dr. Roland Kuhn

Die alte Beziehung des Arztstums zum Priestertum ist längst durch die wissenschaftliche Medizin abgelöst worden. Schon bei Albrecht v. Haller finden wir eine erschütternde Fragwürdigkeit in bezug auf die religiöse Situation. 1774., kurz vor seinem Tod, bittet er auf der Suche nach religiöser Geborgenheit einen Freund um ein geeignetes Buch.

Der Psychiater, Auguste Forel reiste herum als Prediger des Freidenkertums, ein Kämpfer für den Unglauben. Er glaubte nur an diese Religion des sozialen Fortschritts. Gottlosigkeit wurde zum Schlagwort der Medizin, deren Gott die Wissenschaft war.

Sigmund Freud schrieb: «Ihre (der Religion) Tröstungen verdienen kein Vertrauen». Wie immer bei Freud, stehen solche Aussagen in großen vielschichtigen Zusammenhängen. Er spricht nicht vom Glauben, sondern von den Religionsformen. Er arbeitet die Analogie zwischen religiösen Vorstellungen und neurotischen Störungen heraus. Religion wäre die Neurose der Menschheit. Für die wissenschaftliche Vorstellung gibt es keine Instanz über der Vernunft. Trotzdem hat die Religion im Werke Freuds keine zentrale Bedeutung, sondern lediglich eine psychologische.

Bei C. G. Jung dagegen hat die religiöse Situation eine zentrale Bedeutung. Beiden, Freud und Jung, gemeinsam ist die Auffassung der Religion als psychologisches Problem. Jung findet, daß unter seinen Patienten jenseits der Lebensmitte nicht ein einziger ist, dessen Problem nicht dasjenige einer religiösen Einstellung wäre. Wie der Glaube, muß auch der Unglaube zum Gegenstand der Analyse gemacht werden. Die Neurosen, die beide bedingen können, Versündigungsideen und Verlorenheit, stammen aus ähnlichen Wurzeln. Man staunt ob der Mannigfaltigkeit religiöser Phänomene, die von Kennern beschrieben werden.

Alles ist heute psychologisiert: Krankheit (Psychosomatik), Schule, Berufswahl, Politik, Reklame, Rechtsprechung, Kunst und Geschichte. Die Tendenz zum Psychologismus ist eines der interessantesten Probleme der Gegenwart. Seine Ueberwindung ist der Ausgangspunkt der Untersuchungen Husserls.

Für den Arzt stellen sich andere Aufgaben. Für Jung besteht die Aufgabe darin, dem Kranken zur Lebensfähigkeit zu verhelfen. Die letzten Entscheidungen jedoch stehen beim Patienten. Freud sprach «vom schmerzlichen Rätsel des Todes». «Wer das Leben aushalten will, richte sich auf den Tod ein» und «Jeder Traum hat mindestens eine Stelle, an der er unergründlich ist», eine Nabelschnur, an der er mit dem Unergründlichen zusammenhängt. Die nervenärztliche Erfahrung ist immer wieder dahin gelangt, wo Freud auf das Unergründliche gestoßen ist. Immer wieder, bei psychischen Störungen und bei physischen Krankheiten, stößt der Arzt auf dieses Unergründliche.

Arzt und Psychiater begegnen beim Kranken allen Formen, die aus der Öffentlichkeit bekannt sind. Sie sehen auch, wie leicht auf Annahmen beruhende Weltanschauungen zusammenstürzen. Der Psychiater wird immer in die Fragwürdigkeiten des Unergründlichen hineingerissen, im Gegensatz zum Wissenschaftler, der den Menschen auf eine überschaubare «Wirklichkeit» reduziert. Noch vor wenigen Jahren wurde der Sitz der Religion im Stirnhirn lokalisiert.

Unglauben kann zu einem verheerenden Versagen am Krankenbett führen. Auch die Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnis, die den Problemen nie auf den Grund geht, trägt zur Angst und Unsicherheit bei. Es ist die Aufgabe der Wissenschaftler wie der Theologen, sowohl den Unglauben wie den Glauben der ihnen Anvertrauten in ihrem Wesen zu entlarven.

Gf.

Zum 84. Geburtstag von Albert Schweitzer

Der Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene macht es sich zur Ehrenpflicht, den Geburtstag des großen Menschenfreundes und Musikers in seinem Sinn zu begehen, und stets sind namhafte Künstler gern zur Mitwirkung bereit. Für den 8. Februar hatte sich das Konservatoriumsorchester unter der Leitung von Hans Rogner zur Verfügung gestellt, das die Musikalische Feierstunde im Frauenmünster mit dem Konzert in g-moll op. 7 Nr. 4 von Händel und der Sinfonie aus der Kantate Nr. 146 von Bach würdig einrahmte. Beide Stücke räumen dem obligaten Orgelpart einen bedeutenden Platz ein, von Heinrich Funk überlegen betreut, der außerdem noch die Passacaglia und Fuge in c-moll spielte. Die jungen Geigerinnen Angela Ronner und Silvia Fritsch brachten, vom Orchester begleitet, das Konzert in d-moll zu Gehör, und Barbara Geiser-Peyer trug mit ihrer warmen Altstimme vier der wundervollen Geistlichen Lieder von Bach vor. In Anbetracht des sehr guten Besuches dürfte dem Fonds ein befriedigender Beitrag zugeflossen sein.

vs.

Klavierabend von Leo Nadelmann

Der seit vielen Jahren in Zürich beliebte Pianist wußte, daß er am 8. Februar einen vollen Saal und aufmerksame Hörer erwarten durfte. Er gehört zu jenen heute leider selteneren Künstlern, in deren Seele die Romantik noch blüht, und die sich selber geben, wenn sie spielen. So führte er sich zwar mit Bach stilgerecht ein (Chromatische Fantasie, bei der nur der übermäßige Pedalgebrauch störte, und Fuge in

d-moll), ließ mit lächelnder Liebenswürdigkeit Haydns Thème et Variations in C-dur vorüberzäheln; aber sein eigentliches Reich begann mit der Sonate in B-dur op. posth. von Schubert, die er aufs feinste nachempfunden und mit flexiblem Anschlag wiedergab. Dieser Anschlag, weich sogar im Fortissimo, kolonisierte die Klangbilder von Debussy (Feuilles mortes, La Soirée dans Grenade, Feux d'artifice, La Cathédrale angloutie) in zarten und doch glühenden Farben, am differenziertesten vielleicht das zweite von ihnen. Eine eigene Sonatine in E (1943) zeigte, daß Nadelmann, von leidenschaftlicher Spannung und straffem Rhythmus durchpulst, als Komponist etwas zu sagen hat. Chopins Ballade in g-moll op. 23, stark gefühlsbetont, war schließlich Höhepunkt und Abschluß zugleich, weit über das Tonliche hinaus in seinen Tiefen ausgedeutet.

Leo Nadelmann hat mit diesem Konzert zu seinen alten Freunden zweifellos neue dazu-gewonnen.

vs.

Familienabend der Heilsarmeepfadi

Der muntere Abend, den die Abteilung «Grünen Hof» der Heilsarmeepfadi am Samstag im Kirchgemeindehaus Hirschengraben durchführte, begann mit einem frischen Eröffnungslied und einer in herzliche Worte gekleideten Begrüßung durch den Leiter F. Weibel. Was man zu hören und zu sehen bekam, wurde von den vielen Besuchern der familiär gehaltenen Veranstaltung ausnahmslos mit freudigem Beifall, Schmunzeln und Lachen aufgenommen. So etwa die Nummer «De Fräbli im Lager», in welcher die Aufnahme eines neuen Pfadimitgliedes amüsant dargestellt wurde. Großen Anklang fand auch der Wettbewerb in allerlei Geschicklichkeitsübungen zwischen erwachsenen Teilnehmern aus dem Besucherkreis und Buben, verbunden mit Toto, der, abgesehen von einem Unentschieden, zugunsten der letzteren ausging. Nach der Pause, in der man sich an Tee, belegten Brötchen und Süßigkeiten ergötzte, wurde weiteres gut Mundendes zur Unterhaltung vorgestzt. Den Höhepunkt davon bildete wohl das Pfadispiel «Spuk auf Schloß Löwenberg», das den Buben geradezu auf den Leib geschrieben schien, quicklebendig wiedergegeben wurde — auch die Verkörperung der Küchenfee Amalie entzückte — und deshalb warmherzigen Beifall fand.

Wenn man bedenkt, welcher Mühe und aufopfernder Arbeit es bedarf, ein solches Programm in so gelöster Form aufzubauen, dann kann man nur sagen, daß die Buben bei den Heilsarmeepfadi in guter Hand sind.

eu-

Zürcher Unterhaltungsstätten

Rhyn's Hafenkneipe

Dem fröhlichen Trio der «Inn-Spatzen» sind wir zum erstenmal begegnet. Es sind drei flotte junge Burschen, musikalisch gut ausgerüstet, die es verstehen, Betrieb zu machen. Hauptsänger ist der Leiter, der das Akkordeon spielt. Er bildet mit seinen Kameraden eine muntere Einheit und beherrscht alle zügigen Schlagerlieder, ob sie englische, französische, spanische, deutsche oder weanerische Texte haben. Dabei werden die einer Hafenkneipe besonders anstehenden Seemannslieder so wenig vergessen wie die Trink- und Schunkelgesänge, die für den richtigen Wellengang sorgen. Man reist mit ihnen, der Freude erschlossen, in wenigen Stunden um die Welt, um jäh in die Wirklichkeit zurückgeführt zu werden, wenn uns der bekannte Abschiedsgruß «Auf Wiedersehn!» in die Ohren klingt. In ihrem vielseitigen Programm haben sie noch eine kleine lustige Schau, betitelt «Die Wirklichkeit und der Tratsch». Da bringen sie erst, singend natürlich, eine an sich harmlose Geschichte aus dem Leben, binden sich blitzschnell Kopftücher um und erzählen nun nochmals, schon äußerlich als Tratschanten gekennzeichnet, die jetzt zu einem Skandal aufgebauchte Begebenheit. Effekt macht auch ihr «Stiller Zecher» von Leopoldi.

Rolf

«Iberia»

Nicht nur um die Fasnachtszeit, auch sonst ist die bayrische Kapelle Albert Leisinger dazu geschaffen, das seiner Musik jauchsende Publikum zu erheitern und Stimmung zu machen. Mit den fünf Mannen sind noch die Damen Pöhlmann im Bunde, deren eine ein (bayrisch) geschliffenes Mundwerk besitzt, die witzige Ansage besorgt und immer ein Scherzwort für die lieben Gäste auf Lager hat. Zu ihren angenehmen Aufgaben gehört im übrigen auch das Schlagerlied. Das Repertoire der Leisinger-Kapelle bewegt sich keineswegs in engen Grenzen, eine Musik, die heute wirken will, muß in allen Gegenden und allen Rhythmen zuhause sein. So wechselt man von den Deutschmeistern zum schönen Gigo, vom Walzer zum Mambo, von der Theresienwiese zum Strande von Rio, singt mit «Only you» ein schmachtendes Liebeslied, um mit der «Kosakenpatrouille» ein Bild militärischer Straffheit zu zeichnen. Sofort aber betritt man wieder den Boden der Gemütlichkeit, der man ein herzliches Prosit zuzufert, wie es an der Isar und an der Limmat in fröhlicher Gesellschaft üblich ist.

bm.

Chefredaktion: Dr. E. Jaekle.

Hs. Bruder, Dr. C. Burkhard, Dr. Hs. Fiebig, H. F. W. Kilmann (abw.), Dr. M. Rychner, J. Wiss, Dr. A. Grütter, Bundesstadt, F. R. Allemann (Bonn).

Chef der Administration und Inseratenabteilung: Karl Reusser.

Sprechstunden der Redaktion 14—15 Uhr, Zuschriften sind zu richten an die Redaktion «Die Tat», Postfach Zürich 23.

Herausgeber: Migros-Genossenschafts-Bund Zürich.

Milch schenkt Gesundheit

Milch — vom Milchmann täglich frisch ins Haus gebracht

Heisse Milch mit Honig

Altbewährtes Hausrezept



Für die Sportwochen im Schnee

Norweger-Fäustel, reine Wolle

Sternenmuster ohne Lederverstärkung

Kinder	Damen	Herren
3.75	5.50	6.75

Leder-Fäustel, gefüttert

Molton, Farben schwarz, weiß, naturelle, rot

Kinder	Damen	Herren
7.95	9.50	10.50

Verkauf im Parterre

OSCAR WEBER

An der Bahnhofstraße Zürich Tel. 25 27 00

Zur Literatur

Adrien Turel: Shakespeare — Zur Einheit und Mannigfaltigkeit der grossen Schöpfer. Tschudy Verlag St. Gallen.

Von Adrien Turel, dem eigenwilligen Dichter, Denker, Soziologen und philosophierendem Geiste liegt in einem schmucken Bändchen ein Aufsatz grösseren Umfangs über Shakespeare vor, den der Verlag als späten Beitrag zum Shakespeare-Jahr 1964 ankündigt. Wer je einmal als Leser Gedichten und Äusserungen in Prosa von Adrien Turel begegnet ist, weiss, dass er bei diesem originellen Geiste (dessen Werk noch immer zu wenig bekannt ist) auf manche unerwartete Wendung stösst. Das ist auch bei den Ausführungen über Shakespeare der Fall. Turel interessiert an dem grossen Engländer, dessen Dichtungen er genau kennt und über den er manches ausführlich gehaltene Sekundärwerk gelesen hat, das Ausmass des Genialen, die Dimension der Schöpferkraft. Mit andern Worten: Inwieweit vermag ein einzelner begabter Mensch Brennpunkt einer Epoche zu werden und in welchem Masse ist es ihm im Rahmen der Sprache, des Theaters im besonderen, gegeben, seiner Zeit und der Nachwelt Mitteilung zu machen? Ein weiterer Schritt führt von solchen Grundfragen zum Hauptthema im engeren Sinne: Welches ist das Grundmotiv in Shakespeares Schaffen, das seine Grösse — über seine Lebenszeit hinaus — ausmacht? Nicht alle Werke kommen bei einer solchen Scheweise in Betracht. Auch der geniale Mensch und Dichter legt nur von Zeit zu Zeit Proben des höchsten Talents ab. Manches ist als Zwischenwerk zu betrachten. Turel sieht bei Shakespeare in einzelnen Figuren solche Wegweiser zum einen beherrschenden Grundmotiv. Es sind die Narren wie Fallstaff, die Halbnaarisch-Zweifelnden und Getriebenen wie Hamlet oder manche Gestalt im «Sturm», die in der deutlichsten Weise vom «Prothesengott Mensch» berichten. Verwandlung kündigt sich bei diesem Menschenbild an, wie denn Shakespeare zwischen einer äusserlich noch mittelalterlichen Welt und dem Zeitalter eines Isaac Newton steht. Er fühlt vor in seinen Gestalten, die aber nicht nur den Uebergang, sondern auch die zeitlose Begrenztheit allen menschlichen Tuns und Wünschens verkörpern. Damit hat man sich abzufinden; wer es zur rechten Zeit mit den rechten Mitteln versucht, kann den Weg zur Grösse finden. Manches Genie wird in seiner schöpferischen Anstrengung auch verkannt. Wenn uns heute ein Adrien Turel in manchen seiner Äusserungen über Shakespeare (so etwa wenn er bei der Durchsicht aller Rollen in den Dramen des Engländers feststellt, dass auf 739 Männer 148 kommen: «Ein seltsames Reziprok zum Haremssystem, welches jedem rechtgläubigen Manne vier Weiber oder Gattinnen gestattet.») skurril anmuten mag, so wird vielleicht eine spätere Zeit den Zusammenhang zwischen solchen Spekulationen und dem Geis unserer Tage herzustellen wissen. E. W.

Christian Morgenstern: Gesammelte Werke in einem Band. Piper Verlag München.

Viele Leser greifen immer wieder besonders gerne zu den Werken Christian Morgensterns. Er ist ein willkommener unsentimentaler Tröster für manche Lebenslage; er ist aber zugleich auch ein Kenner der deutschen Sprache, die er um manche Spielart erweitert hat. So begrüsst es eine grosse Lesergemeinde, wenn nun die wichtigsten seiner ersten und seiner humoristischen, witzigen Gedichte, die Kinderlieder, die Galgenlieder, Palmström, Palma Kunkel, Der Gingganz, aber auch viele Grotesken und Parodien, die Kleine Literaturgeschichte in Bildern oder Das Mittagmahl in dem Buche abgedruckt sind. Zu ihnen stossen umfassende Proben aus den Stufen, Sprüche und Epigramme, Ritornelle und eine Auswahl Briefe, in denen sich dem Leser der Mensch Christian Morgenstern besonders schön erschliesst. Da und dort ist das eine Gedicht, der eine Brief zum ersten Mal aus dem Nachlass veröffentlicht werden. Die neue Ausgabe tritt zu Recht an die Seite von Einzelausgaben, einer umfassenden dreibändigen Ausgabe der Gedichte und eines Briefbandes. In augenfälliger Form enthält das Buch Zeugnisse vom Gottsucher Morgenstern, der im Mystischen die Kraft zum Ertragen des Körperlichen Leidens findet; es versammelt aber auch — zum Entzücken des Lesers — in bunter Fülle die so erdnahen Versgebilde, in denen die Zwiespältigkeit des Daseins mit Witz und Humor gemeistert wird. Die vorliegende, in sich geschlossene Ausgabe wird Morgenstern viele neue und — das ist zu wünschen — auch viele junge Leser gewinnen. E. W.

Norbert Kohlhasse: Dichtung und politische Moral. Eine Gegenüberstellung von Brecht und Camus. Nymphenburger Verlagshandlung München.

Kohlhasse ist seit 1964 Leiter des Genfer Presse- und Informationsbüros der Europäischen Gemeinschaften. Sein wacher Sinn für die Gegebenheiten der Politik erweist sich ganz besonders in der vorliegenden Studie, die einen Beitrag zum weitgespannten Themenbereich Literatur und Politik darstellt. Bei fast jeder Diskussion über moderne Literatur wird die Frage des Engagements berührt, der Teilnahme des Dichters, des Mannes mit der «Waffe Wort», an den Zeitgeschehnissen. Wohl bei keinen Dichtern der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit zeigt sich dieses Problem so offenkundig wie bei Bert Brecht und bei Albert Camus. Gerne wird bei Brecht betont, dass sein politisches Bekenntnis das eine, seine dichterische Leistung ein anderes sei. Kohlhasse hält diese Trennung für fragwürdig und weist durch viele Belege nach, wie sehr eben doch Brecht ein bestimmtes Engagement im Auge hatte. Die Analyse des Verfassers sieht in Brecht einen Kommunisten nach Marxscher, nicht nach Leninscher Prägung. Albert Camus dagegen kennt die «Erlösungsmöglichkeit» durch den Marxismus nicht: «Während Brecht die Befreiung des Menschen durch den Menschen erstrebt und damit sein tragisches Schick-

sal für immer von ihm nehmen will, ist der tragische Konflikt bei Camus unaufhebbar.» Brecht kämpft darum mit der Hoffnung auf eine Aufhebung der Not in der Gegenwart oder in der Zukunft. Die Revolte eines Camus ist in ihrem Ansatz schon pessimistisch; jedoch besitzt auch dieser «tragische Humanismus» seine Grösse: Der einzelne Mensch kann sich sinnvoll bewahren, solange er lebt und sich nach einer «Sinngebung» sehnt. Kohlhasse untersucht in der ange-deuteten Weise in gründlicher, scharfsinniger Weise den Problemenkomplex und behandelt dabei auch so wesentliche Aspekte wie die Frage der «negativen Theologie» unserer Zeit. In Camus sieht Kohlhasse eine «Antwort auf Leben und Dichtung Bert Brechts. Camus lehrt durch sein Beispiel, sich der Dichtung Brechts kritisch zu öffnen, ohne ihrer politischen Verführung zu erliegen.» Der Franzose setzt seine Lebenshoffnung auf den Einzelnen; Brecht hat diesen «Spielraum des Westens» trotz grosser Einzelfiguren in seinem Werk nach der Meinung des Verfassers im letzten stets negiert. E. W.

V. O. Stomps: Artistisches ABC. 26 Knittler, mit zum Teil mehrfarbigen Graphiken von Bayrle und Jäger. Verlag Hansen und Hansen Itzehoe-Vosskate.

Der nun bald siebzigjährige V. O. Stomps, der in Stierstadt (Taunus) im sogenannten «Schloss Sanssoucis» als Verleger junger Literatur und als unermüdlicher Entdecker neuer Talente lebt, ist auch selbst — was weniger bekannt ist — als Schriftsteller hervorgetreten. 1965 erhielt er sogar für seine eigenen Bücher den Berliner Fontane-Preis. Die Zahl seiner Publikationen ist nicht gross, ihr Umfang ist zumeist gering, und auch die Auflagenzahlen dürften sich in bescheidenem Rahmen halten. Einige jedoch sind (wie so manche von Stomps verlegte Bücher anderer Autoren) inzwischen zu bibliophilen Raritäten geworden; dazu gehört das 1953 erschienene «Artistische ABC», «ein schöner, witziger Bands», wie Jens Rehn in seiner Laudatio auf Stomps in Berlin sagte. Und in dem Buch «Guten Morgen Vauo», einem 1962 erschienenen Sammelband zum 65. Geburtstag von Stomps, erinnerte sich Helmut Lamprecht, dass er das «Artistische ABC», erschienen 1953 in geringer Auflage (illustriert von Reich an der Stolpe), für eines der witzvollsten deutschen Versbücher halte. Vauo bewährt sich hier als genialer alphabetische Führer, dem es gelingt, der Eigenbewegung des Buchstaben und der Sprache höchst kaustisch-ironisch auf die Spur zu kommen.» Dieser längst vergriffene Band ist nun, in neuer Ausstattung, wieder aufgelegt worden, und zwar im Verlag Hansen und Hansen (Itzehoe-Vosskate). Für die graphische Gestaltung dieses grossformatigen, als Blockbuch gedruckten Bandes zeichnen Bayrle und Jäger verantwortlich. Auf jeweils einer oder gelegentlich zwei gegenüberliegenden Seiten ist kunstvoll ein Buchstabe des Alphabets gezeichnet, und daneben und dazwischen sind die kleinen, witzigen Texte gedruckt, in denen Stomps die ihm typisch erscheinenden Wörter verwendet, die diesen Buchstaben am besten charakterisieren. So liest man, zum Beispiel, bei dem Buchstaben P: «P: Pardon. / Pubertät, Päderastie, / Passive Passion. // Potsdam und Potentat perdu, / praeter paradox: / Parade mit Parapluie. // Peu à peu: Periode Publikum. // Pamphlete, Papier. / Perspektive: Panoptikum.» Dieser wohlausgestattete Band, in dem Text und Graphik einander angenehm entsprechen, ist zwar weder ein schwergewichtiges Meisterwerk der Literatur noch der Graphik, aber doch vergnüglich zu lesen und anzuschauen — ein echtes Stomps-Buch. Wa.

Otto Seel: Römertum und Latinität. Ernst Klett Verlag Stuttgart.

Gebrochen in den Zerrspiegeln der verschiedenen Jahrhunderte ist Roms Geschichtlichkeit oft in den Hintergrund getreten, römisches Wirken aber trotz oder wegen aller Missverständnisse bis in neuste Zeit wirksam geblieben. Rom, je blasser das Vergangene zu werden drohte, zum Mythos geworden. In diesem geschichtlichen Rahmen sucht Otto Seel, der Erlanger Althilologe, römische Eigenart zu sehen, aus dem Auf und Ab der Wertung herauszulösen. Es geht ihm nicht darum, ein harmonisches Bild in zarten Tönen zu entwerfen, sondern im Gegenteil die widerstrebenden und widerspruchsvollen Kräfte zu zeigen, aus denen das spezifisch Römische herausgewachsen ist. Kräfte, die sich scheinbar gegenseitig ausschliessen, dennoch aber eine wenn auch komplexe Einheit gebildet haben. Reduziert auf den Modellfall heisst das: vergilische Hirtenflöte und Marschtritt der Legionen. Oder: Scipio, der eZerstörer Karthagos, bricht angesichts der zerstörten Stadt in Tränen aus. Härte, Strenge, Sachlichkeit, Brutalität und Hinterhältigkeit neben Innigkeit, Empfindsamkeit, Milde, Treue, echtem Ehrgefühl und Rechtsgefühl: aus solcher inneren Spannung entscheidet sich der Weg der römischen Welt. — Einseitigkeit ist dem Autor fremd, Schwarz und Weiss stehen in einem ausgewogenen Verhältnis. Leichte Lesbarkeit, auch für den Laien, schwingvolle und spannungsreiche Darstellung zeichnen das Buch aus. Das Hinausgreifen in moderne Philologie oder Sprachphilosophie wird dem Nur-Philologen ein Aergernis sein, aber der inneren Anteilnahme, mit der diese paradoxen Apologie verfasst ist, wird man sich schwer entziehen können. B.H.

William Jovanovich: Barabbas war ein Verleger. Droemersch Verlagshandlung Th. Knaur Nachf., München/Zürich.

William Jovanovich, oberster Chef des Verlags-hauses Harcourt, Brace & World, gegenwärtig des drittgrössten Unternehmens dieser Art überhaupt, berichtet frei und frank über seine Werk-stadt, die sein Lebensraum ist, über seine Geschäfte, seine verlegerischen An- und Einsichten und über seine Begegnungen mit leiblichen und

fingierten literarischen Menschen. Er selber steht mitten drin, der in einer Arbeiter-Siedlung im Kohlenrevier des Staates Colorado zur Welt gekommene Sohn eines montenegrinischen Einwanderers und einer polnischen Einwanderin. Um Geld für seinen Studienabschluss zu verdienen, ging er bei Harcourt, Brace als Reisevertreter für College-Lehrbücher in Stellung und war siebeneinhalb Jahre später, vierunddreissig-jährig, Generaldirektor der grossen Firma. Aeusserlich gesehen ist dieser Aufstieg echt amerikanisch; aber er hat es in sich: jene Voraussetzungen nämlich, die ausserhalb des konjunkturel- bedingten Gross- und Reichwerdens liegen: Fleiss, Energie, Intelligenz, kritischer Verstand und vor allem leidenschaftliche Liebe zur Sache. Dies alles und einige Anlagen und Eigenschaften mehr machen die dynamische Persönlichkeit des William Jovanovich aus, der sich über seinen Beruf, der Folge wirklicher Berufung, ist und nicht allein Geschäft, eigene Meinungen und Urteile bildet und sich danach richtet. Jovanovich ist ein Verleger mit Weltanschauung, ein scharfer Beobachter und Beurteiler, der seine Akzente mehr auf die moralische, lebenswirkliche als die ästhetische, innerliche Seite der Schriftstellerei setzt: «Ich habe den Eindruck, dass die Schriftsteller so stark unter der Einwirkung der geradezu überwältigenden, ja kosmischen Probleme unserer heutigen Welt stehen, dass sie nicht imstande sind, ihre Vorstellungskraft auf sinngebende, bedeutungsvolle Weise einzusetzen; vielleicht ist dies der Grund, warum den Arbeiten so vieler Schriftsteller ein politisches Bewusstsein, ein Gefühl für soziale Probleme fehlt.» In die Nähe dieser Meinung gehört Jovanovichs Unterhaltung über das Problem der brutalen Lebensform von heute und den Mangel an kritischem Realismus bei den meisten Schriftstellern (eingeschlossen schon Faulkner und Hemingway), was immer mehr zur Verfremdung des Schriftstellers in der Zeit und ihren Forderungen gegenüber führt. Jovanovichs ihm persönlich eng berührende Mitteilung über den Fall Djilas in «Eine Sicht auf Gut und Böse», über seine Lebenserfahrungen, über Autoren, die mutig an die Geschichte, an die Tatsachen herangehen und solche, die sich verkrümmeln, gipfeln in einem kämpferischen Humanismus: «Es sollte unnötig sein, im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts noch erklären zu müssen, dass der Mensch mehr ist als seine Geschichte, dass er letztlich in seiner Vollendung, der Grund und die Ursache seiner selber ist.» ob.

Heinrich Heine: Reisebilder. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Walther Vontin. Verlag Hoffmann und Campe Hamburg.

In der Reihe der klassischen Reisebeschreibungen des Hoffmann-und-Campe-Verlages ist nun — nach Büchern mit Reiseberichten von Alexander Dumas, Theodor Fontane, Thoriklid Hansen, Heinrich Laube, Fürst Pückler und Mark Twain — auch ein Band mit Reisebildern von Heinrich Heine erschienen. Der Text dieses Buches ist jedoch nicht identisch mit den von Heine unter dem Titel *Reisebilder* zusammengefassten Schriften. Heines *Reisebilder* sind ja nicht einfache Reiseberichte; in ihnen verbindet sich die Schilderung von Landschaften und Menschen mit ironischen und satirischen Reflexionen über gesellschaftliche und politische Zustände, und der Reisebericht tritt bei Heine nicht selten hinter diesen Reflexionen zurück. Für den vorliegenden Band nun hat der Herausgeber Walther Vontin Texte Heines ausgewählt, in denen die eigentliche Reisebeschreibung im Vordergrund steht. Darum hat er aus dem Buch der *Reisebilder* die Partien ausgelassen, die diese Voraussetzung nicht erfüllen (etwa *Die Bäder von Lucca*) und dafür andere hinzugekommen (etwa *Ueber Polen, Briefe aus Helgoland*), die aus anderen Werken stammen, sich hier aber als Reisebeschreibungen einfügen liessen. Zwar schreibt der Herausgeber mit gewissem Recht im Nachwort: «... Heines Gesinnung, seine Lebensansichten, seine Gesellschaftskritik und Kulturkritik kommen hier, im Zusammenhang mit einer Schilderung von Schauplätzen und seiner Erzählung von Reiseerlebnissen, deutlich zum Ausdruck.» Doch will es uns als nicht unbedenklich erscheinen, literarische Texte — wie es hier geschieht — aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang zu lösen und nach eigenem Gutdünken zu kürzen, nur um bestimmte Züge in diesen Werken besonders herauszustellen. Eine solche einseitige Akzentsetzung bedeutet notwendigerweise eine gewisse Verfälschung bei einem Autor wie Heine, bei dem die Reise- und Landschaftsbeschreibung kaum je Selbstzweck war und immer erst im Kontext ihr rechtes Gewicht erhält. Wa.

Heinrich Böll: Frankfurter Vorlesungen. Verlag Kiepenheuer & Witsch Köln.

Im Sommer 1964 hatte Heinrich Böll die Gast-dozentur für Poetik an der Frankfurter Universität inne; die vier Vorträge, die Böll damals gehalten hat, liegen nun, zwei Jahre später, als Buch vor. Böll, so wird aus allen vier Vorträgen deutlich, ist auf der Suche nach einer «Aesthetik des Humanen», wie er sagt; besser hiesse es: nach einer Kunst, die ästhetische und humane Verantwortung miteinander ins Gleichgewicht bringt. Er ist, wie es an anderer Stelle heisst, auf der «Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land.»

«Wenn Humanität wieder entstehen soll», so sagte Böll den Frankfurter Studenten, «ist eine mühselige Kleinarbeit zu verrichten, langweilig, lästig, viel Geduld erfordern.» Ansatzpunkte für diese Kleinarbeit gibt Böll in seinen Vorträgen. Er berührt hier die verschiedensten Punkte: die Frage Provinzialismus und des Engagements, die Unverträglichkeit mit der heutigen Sprache und Gesellschaft. Er stellt das Fehlen der Voraussetzungen für angemessene Interpretation literarischer Texte fest, er bemerkt das Fehlen von Schilderungen der Sesshaftigkeit, Nachbarschaft und Heimat in der heutigen Literatur. Als Vater eines neuen humanen Realismus empfiehlt Böll Adalbert Stifter, und bei seiner Suche nach der «Aesthetik des Humanen» kommt Böll zu der bedauernden Feststellung, dass die Deutschen ihren Humor nicht bei dem

Humanisten Jean Paul, sondern bei dem hä-misch-schadenfrohen, antihumanen Wilhelm Busch gelernt hätten.

So richtig oder zumindest doch bedenkenwert einzelne dieser Bemerkungen Bölls auch sind — es fehlt ihnen der Zusammenhalt. Es handelt sich hier nicht um ein systematisches Durchdenken der wichtigen Frage vom Verhältnis der Kunst zum Humanen, sondern nur um Anregungen, Andeutungen, Hinweise. Die Fragen werden ange-rührt, aber nicht zu Ende gedacht. Das ist be-dauerlich, da es hier nicht um Randprobleme, sondern um Wesentliches geht, und da Böll ein Schriftsteller ist, der hier kompetent ist, weil es sich hier wohl um die Grundfrage seines eigenen Werkes handelt. Unsystematisches Vorgehen, Hindeuten auf Probleme, ohne sie zu Ende zu denken — das mag in einem Vortrag angehen, zumal sich an die Poetik-Vorlesungen Bölls in Frankfurt ja noch Seminarsitzungen anschlossen, in denen die Fragen weiter erörtert werden konnten. Für eine Buchpublikation jedoch wäre eine Uebearbeitung dringend nötig gewesen. Für den Leser sind diese «Frankfurter Vorlesungen» Heinrich Bölls nur von geringem Nutzen. Wa.

Hans Rudolf Hilty: Symbol und Exempel. — Gedankengänge über sprachlichen und gesellschaftlichen Strukturwandel. Schriftenreihe Vorschau Band 2. Verlag Hansen & Hansen, Itzehoe-Vosskate.

Nach Wolfgang Weyrauchs *Dialog über neue deutsche Lyrik*, auf den wir vor einiger Zeit an dieser Stelle hingewiesen hatten, ist nun in der Schriftenreihe *Vorschau* des kleinen Verlages Hansen & Hansen ein neues Bändchen erschienen: *Symbol und Exempel*. Der Verfasser, Hans Rudolf Hilty, ist Schweizer; er wurde durch eigene Arbeiten (Lyrik, Prosa und Essay) bekannt, vielleicht aber noch mehr durch seine Editionen der Quadrat-Bücher, der Sammlung *documenta poetica* und der Literaturzeitschrift *hortulus*.

Hilty versucht in seiner kleinen Studie «das Verständnis für moderne dichterische Aussagenweisen zu fördern», indem er die Dichtung nach der gegenseitigen Abhängigkeit sprachlichen und gesellschaftlichen Strukturwandels untersucht. Anknüpfend an eine Passage aus Max Frischs Tagebuch möchte Hilty mit dazu beitragen, positive Kategorien zum Verstehen moderner Dichtung zu entwickeln. Modern ist für Hilty (mit Frisch) ein Dichter, der mit dem Bewusstsein unserer Welt und unserer Zeit arbeitet. Ob ein Dichter dies tut, lässt sich nach Hiltys Ansicht heute — obwohl wir noch in der Moderne stehen — schon entscheiden, da wir bereits auf ein halbes Jahrhundert Moderne zurückblicken können. Hilty erwartet vom heutigen Dichter Durchdringung, nicht Variierung seiner eigenen Welt. Leistet er dies nicht, so besteht die Gefahr, dass sein Werk rasch vergeht, denn — so Hilty — die Geschichte lehre, «dass sich in den bleibenden Schöpfungen des Geistes immer auch der Geist der Epoche ausspricht». Und er schreibt: «... ich bezeichne als „modern“ jene Dichtungen, denen ich die Chance gebe, dass sie von meinen Enkeln und „allen“ später Geborenen im „Rückblick als signifikant für unsere Epoche angesehen werden.»

Da aber gerade liegt das Problem, dem Hilty nicht weiter nachgeht: wer garantiert dafür, dass ein Werk, das uns heute als «signifikant für unsere Epoche» erscheint, auch von den Nachgeborenen dafür gehalten wird? Hat nicht schon oft eine Dichtung, die von den Zeitgenossen als völlig atypisch angesehen wurde, eine Epoche weit deutlicher gespielt als eine Literatur, aus welcher der Zeitgeist besonders klar zu sprechen schien? Was ist «signifikant für unsere Epoche»? Diese Frage stellt Hilty nicht, damit aber bleibt seine Definition für die Moderne zu unpräzise.

Ueberzeugender dagegen sind seine Untersuchungen zur Frage gesellschaftlicher und sprachlicher Zusammenhänge an Beispielen der Literaturgeschichte (Schiller, Skakespeare, Büchner). Einleuchtend ist auch seine Feststellung, die Elemente herkömmlicher Poetik (Reim, Metrum, Strophenform), die der feudal-aristokratischen Kulturwelt Alt-Europas zugehörten, seien heute nur noch literarische Randerscheinungen, «wie die Monarchien heute nur noch am Rande der eigentlichen gesellschaftlichen und politischen Existenz unserer Welt da sind.» Sie bezeichnen heute nicht mehr das Eigentliche der Dichtung, und die dichterische Sprache müsse heute genau so ohne diese Requisiten der Politik auskommen, «wie der gewählte Staatspräsident ohne die Requisiten der Krone, des Szepters oder des Reichsapfels.»

Abschliessend plädiert Hilty dann für «offene Bezüglichkeit» anstatt formaler Geschlossenheit und stellt die (bereits von Heissenbüttel, Goring, Mon und anderen aufgeworfene) Frage, ob die überlieferte Grammatik und Syntax unserer deutschen Sprache beim Wandel gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Erfahrungen überhaupt noch brauchbar sei, da sie uns ganz bestimmte Denkformen suggeriere, «die recht eigentlich der feudal-aristokratischen Welt Alt-Europas angehören.» Das ist eine unbewiesene Behauptung, ebenso wie auch der kuriose Satz, zu dem sich Hilty versteigt: «... das Negerproblem (und jegliches Problem der Ausbeutung) wird erst dann gelöst sein, wenn wir eine Sprache erobert haben, die sich der Suggestion von Spaltungen wie aktiv und passiv, Subjekt und Objekt entzogen hat.»

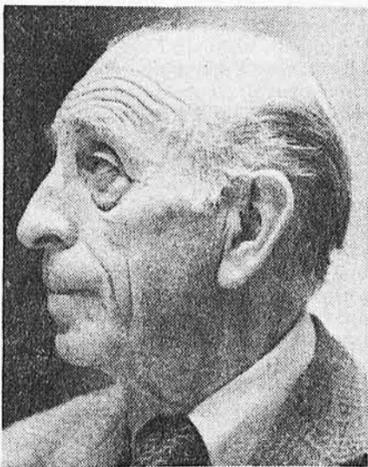
Hilty fragt dann noch, «ob es nicht letztlich so lange Henker und Opfer geben muss, als wir uns durch die Sprache die Subjekt-Objekt-Denkform aufnötigen lassen», und er erinnert an die Sprachen des Fernen Ostens, in denen «die syntaktische Bezüglichkeit viel freier ist». Hier wäre denn doch in aller Bescheidenheit zu fragen, wo denn Hilty im Fernen Osten die freie Gesellschaft sieht, die sich dann doch aus dieser freien Syntax ergeben müsste, und ob es nicht auch dort — etwa in China, Korea und Vietnam — Henker und Opfer gibt. Hier, so scheint es, hat sich Hilty in seiner Argumentation verirrt. Die Frage der gesellschaftlichen Freiheit und der Humanität, so scheint uns, hängt wohl doch nur sehr indirekt mit der Syntax und Grammatik zusammen. J. P. Wallmann

«Schwierige Arbeit in unnötig schwieriger Atmosphäre»

Harry Buckwitz zum 70. Geburtstag

ehs. Am 31. März wird Harry Buckwitz, der Leiter unseres Schauspielhauses, siebzig Jahre alt. Als er im Jahre 1968 das Riesenamt der Frankfurter Intendanz nach 18jähriger Tätigkeit niederlegte, verbat er sich jede aufwendige Abschiedsfeier, er erledigte sie knapp und überlegen in einer Pause seiner letzten Premiere. Seinen 70. Geburtstag feiert er ebenfalls mitten in der Arbeit, dicht nach der Premiere seiner Zürcher Hamlet-Inszenierung. Er liebt es nicht, seine Person in den Vordergrund zu stellen - bezeichnend ist es, dass er sich als Regisseur nie zum Schlussapplaus vor den Vorhang locken lässt.

Er wurde 1970 an die Zürcher Schauspielbühne berufen, vertauschte also den gigantischen Apparat von Frankfurt gegen sehr viel kleinere Verhältnisse. Doch zeigte das Zürcher Pflaster seine Tücken, noch bevor Buckwitz seine Arbeit überhaupt wirklich aufnehmen konnte. Politische Vorwürfe, von denen er sich in Deutschland längst hatte reinigen können, wurden wieder ausgegraben. Der Skandal schien perfekt. Buckwitz verlor aber weder den Kopf noch die Haltung, er machte sich an die schwierige Arbeit in unnötig schwieriger Atmosphäre, er sprang ein in ein Amt, das ihn künstlerisch lockte und verpflichtete. Doch blieb ein langer Schatten, ganz heimisch ist Buckwitz in Zürich immer noch nicht geworden. Es liegt ihm nicht, um Gunst zu buhlen. Die Achtung ist ihm wichtiger. Und sie kann man dem eminenten Theatermann, der er ist, nicht versagen. Kultur, Erfahrung, Courage, Theaterblut, all das ist ihm eigen. Er galt in Frankfurt als ausgesprochen kämpferisch; so war er lange Zeit der bedeutendste Bahnbrecher Brechts im nachhitlerischen Deutschland, was in den ersten Jahren nicht ohne Gefahr war. In Zürich kam er an eine Bühne, die im Beschluss der Avantgarde stand, man nahm ihr das Abonnementspublikum übel, man bezichtigte sie, von alten Lorbeeren zu leben, man spielte sie gegen experimentelle Theaterkunst aus. Der Kämpfer Buckwitz schlug kaum zurück. Er behielt in der doch auch modischen Revolution seinen Bousens, er wollte wohl anregen, wecken, aber die Theaterfreude nicht töten. Er hat dem Schauspielhaus mehr Freunde



wiedergewonnen, als viele Leute es wahr haben wollen. Und all das, während im Hintergrund schon wieder der Kampf um seine Nachfolge verbissen geführt wurde. Das ist kein günstiges Klima für Theaterarbeit.

Buckwitz hat durchgehalten. Es bleiben ihm nun noch drei Zürcher Direktionsjahre, wenn die Prophezeiungen stimmen. Nachher soll sich dann ein Charisma über unsere Stadt herabbesenden, das unwahrscheinliche Glück soll uns beschieden werden. Einen zu erleben, der sich getrost neben Strehler und Barrault stellen kann. Buckwitz kann es abwarten. Wir auch. War vorher die Situation gefährlich für Buckwitz, so beginnt sie jetzt passig zu werden. Der ironisch weltmännische Buckwitz wird darin eine echte Theatersituation erkennen. Vielleicht wird ihm die Zürcher Luft dadurch gar leichter.

Wir wünschen es ihm. Wir haben nur zu gewinnen dadurch. Harry Buckwitz zu gratulieren zu seinem Geburtstag, der ihm bei voller Elastizität beschieden wird, darf durchaus auch ein etwas selbstbezogenes Tun sein. Wer einem Theaterdirektor Glück wünscht, wünscht sich auch selber Glück. Buckwitz soll uns verwöhnen. Er soll uns jene Klaue und jene Grazie zeigen, von denen Brecht gesprochen hat. Wir danken ihm im voraus. Danken ihm auch für das, was er uns schon an Gutem geleistet hat.

Gruss an Friedrich Witz

Eines Tages, es muss jetzt mehr als ein Vierteljahrhundert zurückliegen, erhielt ein Zürcher Verleger das Manuskript eines mächtigen Romans, der den Titel *Vineta* trug, und dessen Verfasser der damals schon fast siebzigjährige Klavierlehrer und Schriftsteller Hans Albrecht Moser in Bern war. Er erschrak zunächst nicht wenig ob diesem Riesenkonvolut, und er hatte volles Verständnis dafür, dass alle andern bisher angesprochenen Verleger dem Autor sein Manuskript mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückgeschickt hatten. Doch wie es so seine Art war, begann er in dem Manuskript zu lesen, «staunte, las und las, stiess auf erregende Aphorismen, las weiter» und setzte sich in den Kopf, «dieses Manuskript in ein Buch zu verwandeln». Er reiste nach Bern und versuchte den lebenswürdigen Herrn an der Junkerengasse zu einigen Kürzungen zu bewegen. Ohne Begeisterung ging der Verfasser auf den Wunsch des Verlegers ein. Der aber wusste, dass er auf jeden Fall fremdes Geld herbeschaffen musste, ehe er sich die Erlaubnis zur Edition beim Verwaltungsrat des Verlages erwirken konnte. Das war keine leichte Sache. Die Zeit verstrich, und Mosers Geduld ging zu Ende, so dass er das Manuskript zurückverlangte. Trotzdem suchte unser Verleger weiter und fand schliesslich das benötigte Geld. Sofort orientierte er Hans Albrecht Moser, erhielt jedoch von diesem Bescheid, dass ein anderer Büchermacher sich inzwischen zur Herausgabe eines schmäleren werkes entschlossen, sich jedoch damit die Option auch für *Vineta* erworben habe. Darauf ging unser Verleger hin und offerierte seinem Kollegen das gesammelte Geld, wenn er nur das Werk herausbringe. Dieser fand dann aber trotz des noblen Angebots den Mut nicht, *Vineta* herauszugeben und überliess das Unternehmen dem, der an seine Notwendigkeit glaubte.

Er wurde zum *Vineta*-Tronmler, orga-

nisiert in verschiedenen Schweizer Städten Vorlesungen und las selbst aus dem Manuskript an der Mannheimer Abendakademie. Der Goethe-Spezialist Ernst Beutler liess sich freudig in die Trommlerei einspannen, Emil Staiger wurde ein überzeugter Fürsprecher eines Werkes, das gewiss nie ein Bestseller zu werden versprach, zu dem aber immer wieder denkende und besorgte Zeitgenossen greifen werden, um zu erfahren, mit welcher ungewöhnlicher Hellsichtigkeit Hans Albrecht Moser die

Er wurde zum *Vineta*-Tronmler, orga-

Menschen und ihre gesellschaftlichen Ordnungen und Massstäbe hier durchleuchtet.

Der Verleger, der sich von den möglichen finanziellen Konsequenzen einer kaum Gewinn versprechenden Buchausgabe nicht beirren liess und das Wagnis einging, heisst Dr. Friedrich Witz. Heute, am 30. März 1974, feiert er seinen achtzigsten Geburtstag. Nicht im Ruhestand, sondern ununterbrochen tätig als Berater von jungen Talenten, als Lektor, als Vermittler und Fürsprecher bei Verlagen.

Vor fünf Jahren kam sein Erinnerungsbuch *Ich wurde gelebt* heraus (Verlag Huber, Frauenfeld, und Ex Libris). Hier hält er Zwiesprache mit seinem zweiten Ich, das ihn kritisch befragt, und dem er ehrlich Auskunft gibt über (fast) alles, was er in seinem langen Leben getan, unterlassen und gedacht hat. Er war Redaktor an einer politischen Tageszeitung, an der *Zürcher Illustrierten* und am *Du*; er organisierte literarische Abende, leitete einmal ein Kino, war Sekretär des Zürcher Theatervereins und initiatives Mitglied des Schweizerischen Buchhändler- und Verlegervereins. In den Kriegsjahren gründete er den Artemis Verlag, gab

zusammen mit Ernst Beutler den Artemis-Goethe heraus, gründete die *Bibliothek der Alten Welt*, setzte sich unermüdet für Schweizer Autoren ein, hielt zahllose Vorträge, schuf Fernsehporträts und sprach übers Radio besinnliche Worte zu dankbaren Hörern. In der Literaturkommission der Stadt Zürich war sein fundiertes Urteil hoch geschätzt.

Wer Dr. Friedrich Witz kennt und wer den heutigen, oft allzu lärmigen Verlagsrummel überblickt, weiss, was es heisst, wenn ein Verleger literarische Qualität höher wertet als das Geschäft, weiss, was es bedeutet, wenn ein Verleger «seinem» Autoren auch dann - oder gerade dann - die Treue hält, wenn sie sich selber treu bleiben. Ihm gilt unser Dank ebenso wie dem allzeit freundlichen und humorbegabten Menschen, dem geselligen und anregenden Freund und dem wachen, kritisch-liebenden Zeitgenossen. In diesen Dank eingeschlossen ist die Lebensgefährtin von Dr. Friedrich Witz, die Sängerin Dora Wyss, die selber künstlerisch und lehrend tätig, sein an fruchtbarer Spannungen reiches Leben in guten und schwierigen Tagen geteilt hat und weiter teilt.

A. A. H.

Helmhaus Zürich

Die symbolistische Ornamentik von Heinrich Eichmann

Der Zürcher Maler wurde, erst fünf- und fünfzigjährig, am 22. Oktober 1970 auf dem Friedhof Fluntern beerdigt. Schon zu Lebzeiten, vielleicht seit seiner ersten umfassenden Ausstellung der Goldbilder in der Galerie Bettina - wo auch jetzt einige Spitzenwerke zu sehen sind - ist sein Schaffen zur Legende geworden. Diese hat sich in den wenigen Jahren nach seinem Tod verdichtet, ins beinahe unfassbare gesteigert, so sehr, dass viele Besucher der Ausstellung im Zürcher Helmhaus vor einem lokalen Kunst- und Naturwunder, das überdies längst internationale Bedeutung annahm, stehen. Die Gedächtnisausstellung wurde so stark besucht, dass der hervorragend gestaltete Katalog längst vergriffen ist.

Felix Baumann vom Kunsthaus Zürich als Leiter des Veranstalters, der Zürcher Kunstgesellschaft, stellt mit Recht eine gewisse Koizidenz zwischen Carlotta Stocker, Friedrich Kuhn und Heinrich Eichmann fest. Alle drei Künstler sind relativ jung, inmitten intensiver Produktionsbereitschaft gestorben und haben Freundes- und Verehrerkreise besessen, die sich gegenseitig überschritten. Auch in bezug auf die kreative Ausserordentlichkeit, Entwicklung und Vervollkommnung eines spezifischen Themenprogramms, der faszinierenden Wirkung auf die Kunstzentren haben alle drei Künstler vieles gemeinsam.

Heinrich Eichmann indessen ist so sehr zu einem unverrückbaren, wenn auch schwer deutbaren Begriff geworden, dass sich die Kunstreferenten und -historiker - wie dies beispielsweise im Katalog geschieht - um eine tiefere

psychologische und thematische Analyse bemühen. Es wird nachgewiesen, dass Eichmann C. G. Jung's Theorien des Unbewussten genau studiert hatte und mit *Adrien Turel* befreundet gewesen sei. Solche Assoziationen erhellen bis zu einem gewissen Grad dieses Künstlers schöpferische Quellen, Beweggründe und gestalterische Bemühungen, allerdings nur partiell. In Heinrich Eichmanns künstlerischer Entwicklung sind Komponenten zu erkennen, die vielleicht eher darauf schliessen lassen, dass er geistigen Quellen aus einem gewissen intellektuellen Nachholbedürfnis nachspürte, sich jedoch kaum von ihnen beeinflussen liess. Seine Themenwelt, besonders jene der Gold- und Silberbilder aus den rund letzten zehn Jahren, weist schliesslich Merkmale auf, die wohl Eichmanns Affinität zur Symbolik belegen, aber auch auf eine besessene Neigung zu rein malerischer Verkündigung, zur festlichen Attitüde im Bereich der Ornamentik, Linienführung und Farbgebung zwingend aufmerksam machen.

Wer seine Werke im Helmhaus um ihres künstlerischen, zeichnerischen, ideellen, malerischen Ausdrucks willen allein auf sich wirken zu lassen vermag, ohne sich von tiefsinnigen Vergleichen leiten zu lassen, wird aufgrund des visuellen Erlebnisses vermutlich die höheren Genüsse erleben als der unverbesserliche Kunstanalytiker, der immer nach den Ursachen forscht und sich auf diese Weise unverfälschte Augenfreuden versagt. Gerade im Fall Heinrich Eichmann ist die Trennung von thematischer Gewichtigkeit und vegetativem malerischem Verströmen dringend zu empfehlen. Man kann beides vereint zur Kenntnis nehmen, Inhalt und Ausdruck, oder einzeln, je nach augenblicklicher Gemütslage. Wer nun in der Lage ist, die zutiefst symbolistische Ornamentik vorwiegend um ihrer formalen und farblichen Reize willen auf sich wirken zu lassen, wird von dieser seltsamen Ausstellung den grösseren Gewinn nach Hause nehmen.

Was bei der Produktion des letzten Lebensabschnitts von Eichmann auffällt, das ist ein Fehlen jeder materiellen Kombinatorik, eines Ineinandergreifens und Sicherergänzens, wie es mit den Mitteln der konstruktiven Kunst, die Eichmann auch während Jahren ausübte, geschieht. Wer die Bilder der letzten Jahre auf diese Beobachtung hin untersucht, wird vielleicht mit Staunen, jedoch ohne die geringste Enttäuschung (eher im Sinn eines Phänomens) erkennen, dass der Künstler äusserst flächhaft, beinahe dominoartig gestaltete und kaum je eine dreidimensionale oder plastifizierende Verkörperung anstrebte. Vielleicht liegt gerade in diesem «System» das Geheimnis des sich dauernd steigenden Erfolgs.

Ungemein fesselnd ist Eichmanns Entwicklung. Er war schon als junger Mann ein hervorragender Zeichner (siehe die Skizze «Olgi» von 1948); Bild Nr. 2 von 1937 gar trägt beispielsweise chagallsche Züge. Eigentlich zuerst in Allianz-Kreisen, wurde Eichmann bekannt durch Werke wie «Col-

Artig sein und unzufrieden

«Warum rauchst du? Der Gestank», sagt Frau Hug zu ihrem Mann, «macht mich langsam derart krank, dass ich kaum mehr atmen kann!» Ihr zuliebe lenkt er ein und lässt jetzt das Rauchen sein.

«Jeden Sonntag gehst du fort», schluchzt verzweifelt Frau Badrutt, «und der blöde Fussball-Sport macht die Ehe noch kaputt!» Er versagt sich diese Flause und bleibt sonntags schön zu Hause.

«Täglich wird das Essen kalt», jammert innerdar Frau Rust, «weil du von der Arbeit halt an den Stammtisch gehen musst!» Und am nächsten Tag bereits geht er heim statt in die Beiz.

«Während Stunden, welcher Hohn», klagt Frau Huber ärgerlich, «hockst du vor dem Glotzophon, und ich bin nur Luft für dich!» Nur aus Angst vor einem Streit nimmt er sich für sie mehr Zeit.

Die vier sind häuslich jetzt und brav und kumpfen dauernd mit dem Schlaf...

Paul Stammer

lage auf Karton, ohne Titel, 1950». Dann entsteht die grossartige «Landschaft 1957», welche eine Formreduktion von zündender Kraft besitzt. Ein «Schlüssel»-Werk dürfte für ihn «Graues Bild, 1958» gewesen sein, voller Vereinfachungen, linear gebündelt, mit ornamentalen Anflügen. Angefüllt mit Unheimlichkeit ist «Piazza del Duomo, Mailand, 1962», nachdem sich ein Jahr zuvor die ersten Elemente zu seinen Goldbildern bemerkbar machten, wie z. B. in «Anschlüsse gibt Fugen». Immer wieder meldet sich der spielerische Gaukler, dem es um die letzten Dinge zu gehen scheint, die er vor allem als grosser Handwerksmeister ausführt. Wir erinnern uns noch gut an einen der letzten Besuche im Atelier von Sellenbüren, als er wie ein wahrhaftiger Alchemist, als den er sich auch gern bezeichnete, von der selbst entwickelten und perfektionierten Goldblattechnik sprach. Sie hat seine letzten Lebensjahre so sehr bereichert wie die Tafeln selber, für diese Entdeckung hat er, der das volle Leben genossen hatte, vielleicht auch den allzu frühen Tod innerlich in Kauf genommen. Wer in den beiden Stockwerken des Helmhauses nach den Entfaltungsequenzen dieses Malers Ausschau hält, wird erkennen, dass sich eine Laufbahn vollendete, der wir, die Alltagskollegen, nachträglich mit restloser Bewunderung gegenüberstehen. Trotz aller Erfolge, z. B. mit seinen berühmt gewordenen Wandbildern, u. a. im Theater Ingolstadt usw., ist er der umgängliche Arbeiter geblieben, der sich zwischen den geliebten Festen mit Leidenschaft und überbordendem Erfindungsreichtum in sein ikonographisches Werk versenkte, das zum bleibenden Gut der Schweizerkunst bestimmt ist. (Bis 7. April)

Hans Neuburg

Neue Orgel für die ref. Kirche Wallisellen

Die Gemeindeversammlung der reformierten Kirchgemeinde von Wallisellen hat 440 000 Franken zur Anschaffung einer neuen Orgel in der reformierten Kirche bewilligt. Damit ist der erste Schritt zur umfassenden Renovation dieses Gebäudes getan worden. Die neue Orgel hat eine elektrische Traktur (was einige Diskussionen ausgelöst hat), besitzt 40 klingende Register und vier Transmissionen, aufgeteilt in drei Manuale. Es lagen Offerten von vier schweizerischen und einer deutschen Orgelfirma vor. Dass die ausländische Firma, die E. F. Walcker & Co. in Ludwigsburg, berücksichtigt wurde, hat nicht eitel Freude hervorgerufen. Aber diese Lösung ermöglicht, 140 000 Franken einzusparen, ohne eine Qualitätseinbusse in Kauf nehmen zu müssen!

Hotel LIMMATHOF BADEN eig. Thermalschwimmbad ☎ 056 226064 Prospekte E. Müller

Kommen Sie mit uns ins Theater!

Diese entzückende Komödie dürfen Sie nicht verpassen! Wenn Sie diesen Gutschein hier ausschneiden und an der Theaterkasse abgeben, erhalten Sie rund 50% Ermässigung für sich und eine Begleitperson: 8.80 statt 18.-, 7.70 statt 15.-, 6.60 statt 12.-, 4.40 statt 8.80.

kleine komödie

Seefeldstrasse 101, Zürich 8

Fröhliche Geister

Eine unwahrscheinliche Komödie von Noel Coward
Deutsch von Curt Goetz
Regie Jon Laxdal
Dienstag bis Sonntag 20.15 Uhr
bis 10. April 1974

Vorverkauf: Telefon 34 71 44
täglich ab 12 Uhr (ausser Montag)

Wir wünschen Ihnen einen schönen Abend

DIE TAT

Aeltere Leute im Strassenverkehr:

Dem Stress der Strasse noch gewachsen?

AB. - Aeltere Fussgänger wissen um die Gefahren im Strassenverkehr, sie möchten sich verkehrsgerecht verhalten, doch sie können es nur selten. Das sichere Verhalten als Fussgänger kann von älteren Leuten kaum mehr gelernt und trainiert werden. Zu dieser ernüchternden Feststellung kommt Verkehrspsychologe Fred. W. Hürlimann vom Institut für angewandte Psychologie durch Untersuchungen über das Verhalten der über 65jährigen Verkehrsteilnehmer in Zürich.

Obwohl 91 Prozent der Befragten den grössten Teil ihres Lebens in der Stadt verbracht haben, mit deren Hektik also durchaus vertraut sind, zeigen sich viel mehr ältere Leute als allgemein angenommen wird dem heutigen Stadtverkehr nicht gewachsen. Diese Verunsicherung, ja oft Hilflosigkeit hat ihre Gründe.

Sprunghaft zunehmende Verkehrsdichte

1905 waren in der Stadt Zürich, nebst Droschken und Velos, 114 Personen- und Lastwagen immatrikuliert! Zebrastrassen und Verkehrsampeln gab es nicht. Bis 1920 zählte man 1030 Motorfahrzeuge. Unsere heute über 65jährigen Mitbürger haben also eine Jugend ohne nennenswerten Kontakt mit der Motorisierung erlebt. Die Jugendjahre sind, wie die entwicklungspsychologische Forschung zeigt, sehr bedeutsam für die Prägung der Beziehung zur Umwelt. Seit dem 2. Weltkrieg ist jedoch der Fahrzeugbestand sprunghaft angestiegen: 1960 - kurz vor der Pensionierung der heute befragten älteren Leute - wurden 61 516 Fahrzeuge registriert eine Zahl, die sich bis 1975 mit 148 000 Fahrzeugen mehr als verdoppelt hat.

Keinen Führerausweis

Drei Viertel der älteren Personen besaßen nie einen Führerausweis. Die meisten kennen deshalb die viel grösseren Kräfte und dynamischen Abläufe eines fahrenden Autos nicht aus eigener Erfahrung und können zum Beispiel dessen Bremsweg kaum richtig einschätzen.

Der Polizeireporter

Folgschwerer Fahrleitungsbruch

s. Ein Fahrleitungsbruch an der Rosengartenstrasse (Westtangente), der sich am Mittwoch um 6.20 Uhr ereignete, setzte die Trolleybuslinie 33 für 80 Minuten ausser Betrieb. Da einerseits zwischen Albisriederplatz und Toblerplatz Autobusse eingesetzt wurden und andererseits der VBZ-Reparaturwagen und der steckengebliebene Trolleybus die Rosengartenstrasse blockierten, ergaben sich im Autoverkehr langwierige Störungen. Davon wurde besonders die Drehscheibe Escher-Wyss-Platz mit den verschiedenen Abzweigungen betroffen. Die Störung fiel zudem in die morgendliche Stosszeit.

Kunst in Zürich

Drei Künstler in der Galerie Volta

Die aufgeschlossene Werbeagentur B & W hat an der Voltastrasse 59 vor einiger Zeit gleichsam als kulturellen Ausgleich diese Galerie eröffnet. Sie sieht ihre Hauptaufgabe darin, talentierten unbekanntem Künstlern eine Startchance zu geben, indem sie ihre Werke alternierend mit denen prominenter Maler ausstellt. Dies ist auch in der gegenwärtigen Schau der Fall, indem Arbeiten eines etablierten, erfolgreichen Künstlers neben solchen gezeigt werden, die nicht im Rampenlicht öffentlichen Geschehens stehen. Hannes Portmann, 1927 geboren, erfreut sich seit Jahren eines Rufes als feinsinniger und eigenwilliger Maler. Wer das schon an der «Züka» ausgestellte grosse Familienbild gesehen hat, dürfte von der jetzigen Präsentation einigermaßen überrascht sein. Es befinden sich im Raum zehn Werke voller Verhaltensehre. Besonders die Motive aus Mykonos, denen Portmann in Acryl und Kohle/Acryl Gestalt gibt, haben einen stillen Klang. «Paris» ist sogar betont hell und zart gehalten, während «Akt mit Katze» (in Oel) über des Malers figuratives Können hinlänglich Auskunft gibt. Portmanns Präsentation in der

Zu alldem hat sich der ältere Mensch mit dem Nachlassen der körperlichen und geistigen Fähigkeiten auseinanderzusetzen. Fast 20 Prozent der Befragten fühlen sich nicht mehr «gut zu Fuss», 17 Prozent stellten ein starkes Nachlassen der Sehkraft fest.

Kurzschluss-Reaktionen

Die Beobachter der Untersuchung notierten, dass aussergewöhnlich viele ältere Fussgänger verunsichert und ängstlich am Strassenrand warten; mehrere Male sei es zu gefährlichen Situationen gekommen. Nur 10 Prozent der älteren Leute geben beim Überqueren der Strasse ein Handzeichen. Oft laufen sie in einer Art Kurzschluss-Reaktion auf die Strasse, weil sie ent-

weder meinen, sie hätten jetzt schon lange genug gewartet, oder dann eilen sie jüngeren Fussgängern, die eine Fahrzeuglücke ausnützten, nach und geraten so in Gefahr. Wiederum andere sehen nur das Ziel zum Beispiel ein wartendes Tram oder beobachten statt des Verkehrs nur den Weg vor den eigenen Füßen, weil sie acht geben müssen, nicht zu stolpern.

Die Grenzen erreicht?

Fred W. Hürlimann wirft nun ganz allgemein die Frage auf, ob heute und künftig ein normaler, durchschnittlicher Mensch die immer komplexer werdende Verkehrssituation überhaupt noch bewältigen kann. Namhafte Vertreter der Verkehrsmedizin, der Verkehrspsychologie und der Verkehrstechnik seien überzeugt, dass die Grenzen der menschlichen Kapazität in sehr vielen Verkehrssituationen schon sehr bald erreicht sind, womit sich die Frage nach der menschlichen Anpassungsmöglichkeit an die gesteigerten Anforderungen in naher Zukunft für alle Verkehrsteilnehmer stellt.

Begeisterung für Adrien Turel

Mit einer Podiumsdiskussion setzte die Präsidialabteilung der Stadt Zürich, die bereits eine Sammlung von Texten des beinahe schon vergessenen Schweizer Autors massgeblich gefördert hat, ihre Behühungen um eine Turel-Renaissance mit Erfolg fort.

li. Im bis auf den letzten Platz besetzten Musiksaal des Stadthauses standen am 11. Oktober das Werk und die Bedeutung des 1957 verstorbenen Schriftstellers und Kulturphilosophen Adrien Turel auf sinnvolle und ansprechende Weise zur Debatte. Es war den Veranstaltern gelungen, für das Podiumsgespräch drei Teilnehmer zu finden, die - abgesehen von ihrer Kompetenz auf bestimmten, für Turels Denken und Schaffen bedeutsamen Fachgebieten - auch deshalb Wesentliches an die Diskussion beizutragen hatten, weil alle drei Turel noch persönlich gekannt haben und über persönliche Begegnungen mit ihm berichten konnten.

Für den Soziologen sind Turels Theorien, wie man den Ausführungen von Professor Dr. René König (Köln) entnehmen konnte, höchst interessant und bedenkenswert. Turel selbst hat sich ja als «Sozialphysiker» bezeichnet und betrachtet sein eigenes Leben als eine Art Experiment auf dem Weg zu «soziologischen Erkenntnisresultaten». Turel bedachte allerdings die Gegenwart trotz mit einem «Erfolgstreik» und glaubte fest daran, dass die Zukunft ihm eines Tages Recht geben werde. Deshalb war es besonders aufschlussreich zu vernehmen, was der Futurologe Professor Dr. Robert Jungk (Berlin) zum Thema Turel zu sagen hatte. Jungk bekannte sich voller Enthusiasmus zu Turel - «Ohne ihn wäre ich

nicht das, was ich heute bin!» - und plädierte dafür, dass Turels Werk grössere Beachtung geschenkt werde als bisher. Seine Idee einer Art «Verein pro Turel» wurde vom Publikum äusserst positiv aufgenommen und erregt weiterdiskutiert. Obwohl es in der Veranstaltung vor allem darum ging, die wichtigsten Theorien Adrien Turels in allgemein verständlicher Form einem bis dahin mit seinen Werken gar nicht oder nur sehr wenig vertrauten Publikum vorzustellen, kam doch auch der literarische, künstlerische Aspekt des Falls Turel nicht zu kurz. Dafür sorgte vor allem der Schriftsteller Hugo Loetscher, der die Bedenken, die gegen seine Turel-Edition vorgebracht wurden, geschickt zu zerstreuen wusste. Man könnte der Veranstaltung vorwerfen, sie sei etwas zu sehr an der Oberfläche des Problems geblieben. Aber für tief-schürfende Analysen ist der richtige Zeitpunkt wohl erst gekommen, wenn das Publikum, das am 11. Oktober eine gute erste Einführung erhalten hat, Turels Texte auch gelesen hat. Dass darauf berechtigte Hoffnung besteht, zeigte sich schon kurz nach Schluss der Veranstaltung. Die Turel-Texte, die vor dem Saaleingang verkauft wurden, gingen weg wie frische Weggli!

Erfolgreiche «Aktion Dürre»

Die «Aktion Dürre» der Kooperative Longo Mai hat am Samstag am Herkulesbrunnen an der Bahnhofstrasse in Zürich die 1. Phase abgeschlossen. Dem Beispiel einiger Persönlich-

keiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik folgend (Nello Celio, Ezio Canonica, Emilie Lieberherr, Max Bill u. a.), haben einige hundert Zürcher ihr Solidaritätsglas Wasser für die dürre-geschädigten Bergbauern Europas getrunken und über 3000 Franken in den Brunnen geworfen. Damit können 7,5 Tonnen Heu finanziert werden.

Abstrakte Impressionen

Dieses Ausstellungs-Experiment wurde vor einiger Zeit mit zumindest moralischem Erfolg in der Galerie Rafzerfeld Hüntwangen bestritten. Nun hat sich Esther Hufschmid in ihrer gleichnamigen Galerie an der Predigerstrasse 18 bereiterklärt, wiederum neun Ausstellern (sieben weiblichen und zwei männlichen) Gelegenheit zu geben, ihre Arbeiten auf dem Gebiet abstrakter Impression zu zeigen. Es handelt sich um ehemalige und jetzige Teilnehmer von Kursen, die der Schreibende in der Klubschule seit rund fünf Jahren veranstaltet.

Es kann sich nicht darum handeln, Künstler auszubilden, obwohl die meisten Teilnehmer erhebliche Fortschritte erzielen - es hat sogar ein weibliches GSMBA-Mitglied darunter -, sondern Sinn und Zweck dieser Kurse ist neben dem didaktischen Bereich die anregende und fruchtbare Freizeitbeschäftigung. Unter diesem Gesichtswinkel sind grundsätzlich die ausgestellten Bilder und Zeichnungen zu werten. Es hat sich gezeigt, dass gerade die absolute, uneingeschränkte Zwanglosigkeit und Weckung künstlerischer Impulse dazu



«Bayrisches» in gesprochener Form fand den besten Anklang beim Publikum.

«Glück und Glatt» im Glatt

BPZ. Unter dem Motto «Glück und Glatt» fand gestern Abend im Glattzentrum erstmals ein Spielabend mit dem «Was bin ich?» Präsentator Robert Lembke, den Ex-Minstrels, dem Trio Tarot und Helen Vita statt. Conference, führte die charmante Fernsehansagerin Rita Anderman. Für die Leitung der Abendveranstaltung zeichnete Werner Wollenberger verantwortlich. Das Publikum stufte die gestrige Veranstaltung als die gelungenste aller bisherigen ein. Das Programm war ausgewogen, die Reihenfolge der Darbietungen präzise abgestuft und die Unterhaltung vermochte auch höheren Ansprüchen zu genügen. Helen Vita absolvierte ihr Chansonprogramm trotz starken Halsschmerzen und Robert Lemb-

ke hatte mit bayrischem Dialekt (und Witz) das Publikum und die Spielkandidaten fest im Griff. Nur Werner Wollenberger rannte hinter der Bühne wie ein hungriger Wolf umher und versuchte den ebenfalls nervösen Artisten Ruhe und Ausgeglichenheit zu vermitteln.

Wie wir von Glatt-Direktor Günther Gruenhut nach Abschluss der Abendveranstaltung erfahren konnten, plant er, animiert durch den grossen Erfolg des Spielabends, die Weiterführung dieser Art von Glatt-Unterhaltungsabenden, und zwar jeden zweiten Dienstag. Damit dürfte die ursprüngliche Idee eines Begegnungszentrums an der Glatt wieder ein grosses Stück näher gerückt sein.

keiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik folgend (Nello Celio, Ezio Canonica, Emilie Lieberherr, Max Bill u. a.), haben einige hundert Zürcher ihr Solidaritätsglas Wasser für die dürre-geschädigten Bergbauern Europas getrunken und über 3000 Franken in den Brunnen geworfen. Damit können 7,5 Tonnen Heu finanziert werden.

Die 2. Phase ist nun am Dienstag durch einen Aufruf an die 330 000 Zürcher Familien eröffnet worden, sich an der Heimaktion zu beteiligen, zu Hause ein Glas Wasser zu trinken und den Fünftel auf das Postcheckkonto «Pro Longo Mai, Aktion Dürre», 80-671 Zürich, einzuzahlen. Dem zweiten Teil schlossen sich bis jetzt u. a. an Heidi Abel, als Stadtpräsident Emil Landolt, Walter Roderer, Prof. Heini Hediger, Zoodirektor Peter Weilenmann, Nationalrat Paul Eisenring und Prof. Meinrad Schär. (sda)

Alterswohnheim für Rümlang

● Auf dem Areal Gemeinde/Migros an der Ecke Ausserdorfstrasse/Lindenstrasse in Rümlang sollte ein Alterswohnheim mit Alterswohnungen und

Migros-Laden verwirklicht werden. Diese Erkenntnis geht aus Studien hervor, welche die Altersfürsorge ausarbeiten liess. Nun soll ein Projektwettbewerb vorbereitet werden, um dieses Vorhaben zu realisieren.

Jugendzentrum Uster wird Pate für Opfiker Trägerverein

● Nach dem Leitsatz «Der grosse Bruder hilft dem Kleinkind» hat das Jugend- und Freizeithaus Uster die Patenschaft für das Jugend- und Freizeithaus Opfikon übernommen. Die beiden Institutionen wollen am positiven Beispiel aufzeigen, dass «eine sinnvolle Jugendpolitik möglich ist, Generationen zueinander geführt werden können und trotzdem für alle Beteiligten ein eigener Lebensraum erhalten bleibt».

Rückläufige Einwohnerzahl

● Die Stadt Dübendorf zählte Ende August 1976 20 371 Einwohner gegenüber 20 851 im Vorjahr. Insgesamt leben nun 15 962 Schweizer in Dübendorf (Vorjahr 15 922), die Zahl der Ausländer beläuft sich auf 4409 (Vorjahr 4929).

führte, ein Klima unpräziserer Freudigkeit zu schaffen, das sich auch in dieser intimen Schau niederschlägt. Die ausgestellten Kleinwerke sind übrigens fast ausschliesslich nicht während des Schulungsbetriebs, sondern in Mussestunden entstanden.

Zu den einzelnen Arbeiten ist zu sagen, dass sie sich durch enorme Unterschiedlichkeit auszeichnen und sich jeder Teilnehmer durch seine eigene Wesensart oder gar kreative Vielseitigkeit präsentiert. In alphabetischer Reihenfolge lassen sich die Werkreihen (5-bis 8 Bilder pro Person, 58 insgesamt) folgendermassen charakterisieren. Irène Curiger bietet expressive Blätter in Mischtechnik, unter denen sich «Farbiger Dom» und «Zentrierter Schwung» besonders auszeichnen. Sylvia Graf ist mit ihrer Serie sehr variationsreich, die «Turner'sche Impression» und «Supponierte Landschaft» sind vor allem erwähnenswert. Susi Hochstrasser beweist mit «Bewegte Kreuzform» und «Gedämpfte Kreuzform» ihren Sinn für Harmonie mit Elsbeth Schiesser zeigt sehr sensible Kleincollagen, Pedro Schulthess bringt mit seinen zeichnerisch-farbigen «Parzellierungen» eine fast konstruktive Note in die Schau. Eugen Surber stellt feine Aquarelle wie «Stille Stadt» und «Städtische Akzente» aus, Anne Voegli ist in «Kagatata»

Quellung» und «Traumlandschaft» voll subtiler Bezüge, Susi Weber beweist, dass man ein Stilleben aufs feinste abstrahieren kann, und Dina Wyler erfasst mit «Lichte Ausgewogenheit» und «Sensibilisierte Streuung» das Wesen der Entgegenständigkeit eines Interieurs souverän.

Die meisten der vierundzwanzig- bis ungefähr vierzigjährigen Teilnehmer üben nichtkünstlerische Berufe aus, weshalb sie als begabte «Amateure» - bis auf eine Ausnahme - bezeichnet werden können. Dies gibt der Ausstellung ihr besonderes Cachet. (Bis 19. Oktober) H. N.

Wir erwarten Sie gerne zu einer unverbindlichen Probe

Felder
Contactschalen-
INSTITUT

Theaterstrasse 6, 8001 Zürich
Telephon (01) 32 74 06 / 07

Wer war Adrien Turel?

Saite von der Sonne zur Erde

hvg. Literaturkritik sieht sich öfters in der Rolle des Archäologen. Da gilt es Unbekanntes auszugraben, neu zu polieren und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit auszustellen. Ludwig Hohl wurde vor kurzem Opfer einer Reihe von Artikeln, die sich zu seiner «Unbekanntheit» ausliessen, ohne über die Mechanismen des Literaturbetriebs nachzudenken, denen auch sie selbst unterliegen. Nun ist Bekanntheit kein Kriterium für Qualität, und im Verborgenen bleibt so manches, das auch Interesse verdient.

Literatur hat ihre Moden. Im Augenblick werden in nostalgischer Wehmut Schmöcker der «Belle Epoque» wieder aufgewärmt, wird versucht, mit einem Berg von Neuauflagen und Monographien den halbvergessenen Werken Hermann Hesses zu einem neuen Boom zu verhelfen. Daneben gibt es jedoch Schriftsteller — Elias Canetti wäre hier zu nennen —, die jenseits aller Moden als «Unzeitgemässe» sich quer zu allen Einreihungsversuchen stellen. Viele dieser Querschläger bleiben im Halbdunkeln, werden schon wieder vergessen, ehe sie mit ihren Werken durchdringen können, gelten als verschollen, als Geheimtipps, als Gerücht.

Ein solcher Name, der hier und da sporadisch auftaucht (nun auch an diesem Platz) ist Adrien Turel. Wer steckt dahinter, wer ist dieser «Blitz querwelt-ein» (F. Bondy), was gibt es in seinen Werken zu entdecken? Diesen Fragen wird im folgenden nachgegangen.

Lausanne, Berlin und Zürich

Adrien Turel wurde 1890 im zaristischen Petersburg geboren. Sein Vater, André-Jérémie Turel, war dort im Range eines russischen Staatsrates als Französischlehrer tätig. Die Turels stammen ursprünglich aus dem waadtländischen Ollon, wo Adrians Grossvater als Steinmetz tätig war. Der Schweizer Emigrant hatte die Tochter eines norddeutschen Lehrers, Franziska Theophile Schmidt, geheiratet. 1891 kehrte die Familie in die Schweiz zurück, und Turel verbrachte seine Kinderjahre in Chailly oberhalb Lausanne.

Im Jahre 1900 zogen die Turels ins wilhelminische Berlin um, ein Wechsel, der den zehnjährigen Adrien entscheidend prägte und den er später so beschrieb: «Ruckartig, mit der einschneidenden Wirkung einer neuen Geburt, wurde ich, der Zehnjährige, mit meinen beiden Geschwistern von sieben und fünf Jahren hinübergeschleudert aus dem französischen Lebensgeist in den deutschen, aus dem Schatten Napoleons in den Schatten Friedrich des Grossen, aus dem Französischen ins Deutsche und, was das Wichtigste sein dürfte, aus dem Patriarchat ins Matriarchat».

1904 nahm sich der Vater in geistiger Umnachtung das Leben. Der Heranwachsende setzte sich mit den Hauptströmungen der Zeit auseinander, las Nietzsche, liess sich von Freuds psychoanalytischen Versuchen und von Einsteins Relativitätstheorie beeinflussen. Zu einem prägenden Erlebnis wurde die russische Revolution von 1917. Ein Jahr darauf erschien der erste Gedichtband, «Es nahet gen der Tag».

Vielseitiges Schaffen

1919 brachte der S. Fischer-Verlag die Essaysammlung «Selbsterlösung» heraus, und auch das folgende Werk, «Wiedergeburt der Macht aus dem

Zweierlei Sprachempfinden

sfd. In Lausanne erregt es Anstoss, dass in der Stadt die Namen «Mövenpick» und «Silberkugel» aufgetaucht sind. Leute, die streng darüber waren, dass die französische Sprache ihr Feld behauptet und nicht etwa von der deutschen Schweiz her verunreinigt werde, protestieren dagegen, dass sich im Lausanner Stadtteil sprachliche Importe aus Zürich breit machen. Dies wäre ein neues Beispiel dafür, wie eifersüchtig sich die Weilschen für die Reinheit ihrer Sprache einsetzen, auf die sie mit Recht stolz sind. Welcher Gegensatz zur alemannischen Schweiz, wo man sich darin überbietet, die wohl als schäbig und ungenügend empfundene schöne deutsche Sprache mit fremden Zutaten zu verbessern! Zwar ist bei uns das Französische, mit dessen Kenntnis man sich früher so gerne brüstete, etwas aus der Mode gekommen, dafür grassiert die englische Krankheit geradezu wie eine Seuche. Wer seinen Laden nicht zum «shop» verwandelt, ist hinter dem Mond daheim; sozusagen jede Musikkapelle benötigt einen wenn auch noch so dummen englischen Namen, und wer nicht «in» ist, der zählt nicht mit. And so on. Hier wäre eine Ueberfremdungsinitiative fällig!
Felix Federspiel

Können» (1924) weist deutlich auf Nietzsches Einfluss hin. 1930 veröffentlichte der Rowohlt-Verlag das «Testament» Turels für ein in die Katastrophe schlitterndes Deutschland: «Die Eroberung des Jenseits». Das Buch erregte einiges Aufsehen, zeigte aber schon an, dass im nationalsozialistischen Deutschland für Turel kein Platz mehr war. Nach einem Aufenthalt in Paris liess sich der 45jährige im Jahre 1935 in Zürich nieder, wo er bis zu seinem Tod 1957 lebte.

Die Hauptwerke der Schweizer Jahre sind «Bachofen-Freud: Zur Emanzipation des Mannes vom Reich der Mütter» (1938), ein Roman über Moritz von Sachsen: «Ein Werk soll Deine Heimat sein» (1942), die Gedichtsammlung «Vom Mantel der Welt» (1947) und die kulturhistorisch-philosophische Untersuchung «Von Altira bis Bikini, die Menschheit als System der Allmacht» (1947). Diese Aufzählung ist unvollständig; insgesamt sind es über zwanzig Bücher, die vorliegen, zum Teil als Vervielfältigungen der Stiftung Adrien Turel, die mit Umsicht und Aufopferungsgabe von Lucie Turel-Welti, der Witwe des Schriftstellers, in Zürich (Uetlibergstr. 196) verwaltet wird. Hinzu kommen zahlreiche unveröffentlichte Aufzeichnungen, ein Nachlass von etwa 33 000 Blättern, der noch der Entdeckung harret.

Zukunftsorientiertes Denken

Adrien Turel forderte von der Philosophie eine «astrophysikalische, mathematische Erkenntniskritik», die über Kant und Marx hinausgeht. Dieser Forderung suchte er in seinen Schriften auf vielfältige Weise nachzukommen. Theoretische Abhandlungen, philosophische Erörterungen, Lyrik, Romane, Essays und Aphorismen, autobiographische Reflexionen und Fragmente setzen sich zu einem Bild zusammen, das die gesamte Wirklichkeit in all ihren Dimensionen und Implikationen mit einem ihr angepassten Modell zu beschreiben sucht.

Die herkömmlichen Begriffe von Raum und Zeit taugen dazu nicht mehr. Turel geht es um die Räume der nicht-euklidischen Geometrie, um die Vierdimensionalität. Mit Einstein, Hilbert und Riemann steht der Mensch am Beginn eines neuen Zeitalters, des «Ultratechnoikums», der «Viereinigkeit». Der Mensch wird zur «Weltsaite, ausgedehnt vom Sonnenkern zum Kern der Erde».

Turels Denken ist auf Zukunft ausgerichtet, ist Antizipation des Neuen, Noch-nicht-Bewussten; Blochs Prinzip Hoffnung setzt er ein als kritisches Instrument zur Erkenntnis des Bestehenden und zur Imagination eines künftigen Besseren. Denken, sagt Turel, heisst

Vor 300 Jahren starb der englische Dichter John Milton

Erlösung und Erneuerung

sfd. John Milton, nächst Shakespeare die grösste dichterische Kraft in der älteren englischen Literatur, wurde am 9. Januar 1608 in London geboren. Von früher Jugend an empfindet er seine Berufung zum Dichter als eine Aufgabe, deren hohen Ansprüchen er nur durch intensives Studium gerecht werden kann. Um dieses Ziel zu erreichen, zieht er sich nach den Studienjahren in Cambridge 1632 auf den väterlichen Landsitz in Horton zurück. Verschiedene Dichtungen entstehen in dieser Zeit: Oden, Sonette und Maskenspiele, die vorwiegend in lateinischer Sprache geschrieben sind. Mit der Elegie «Lycidas» (1638) klingt Miltons dichterisches Frühwerk aus.

Verlangen nach unsterblichem Ruhm

Eine längere Bildungsreise führt ihn 1638/39 nach Italien. Der junge Milton, in englischen literarischen Kreisen noch unbekannt, wurde von italienischen Gelehrten herzlich empfangen und gefeiert. Vertrauen und Glauben in seine eigene dichterische Berufung steigerten sich. Mit des Himmels Hilfe wollte er unsterblichen Ruhm erlangen. «Ich lasse mir Flügel wachsen und bereite mich zum Fluge».

Jedoch verhindern die politischen Ereignisse in England noch auf lange Sicht die Ausführung seiner hochfliegenden Pläne. Er lässt sich in London nieder und beschäftigt sich jahrelang mit der — nicht sehr erfolgreichen — Erziehung zweier Neffen und anderer junger Leute. Daneben verfasst er Prosaschriften über Erziehung, Scheidung, Pressefreiheit u.a., in denen er radikale und leidenschaftliche Auffassungen vertritt und sich einsetzt für Recht und Wagnis der geistigen Freiheit des Menschen.

An der Seite der puritanischen «roundheads» und als ihr geistiger Führer kämpft Milton um die religiöse und politische Neuordnung Englands. Er opfert sein Augenlicht für seinen politischen Einsatz. Mit 43 Jahren, nach unermüdlicher Arbeit an der «Defensio pro Populo Anglicano» (1651), ist er völlig erblindet. Jetzt erst zieht er sich zu seiner eigentlichen Aufgabe, der Dichtung, zurück und schöpft seine drei

«am Menschen leiden» — das ist der Stachel, der es in Gang setzt und in Bewegung hält. Denken heisst aber auch «Heimweh in die Zukunft» — das zeigt die Richtung, die es einzuhalten gilt. Ganz im Sinne von Nietzsches Uebermensch soll der Mensch verändert und erhoben werden zu einem vierdimensionalen Wesen: «Der vierdimensionale Spiesser soll, querdurchschnittlich, dem dreidimensionalen Genie überlegen sein». In dieser neuen Dimensionalität ist es möglich, «querweltein», durch alle vorstellbaren Welten, zu streifen.

Turel selbst scheint schon dahin vorgestossen zu sein. In seinen Büchern wird der Bogen gezogen vom Beginn des Sterns Erde über die ganze Entwicklungsgeschichte des Menschen hinweg, von den Höhlenzeichnungen Altamiras bis zur Atomexplosion auf Bikini und darüber hinaus in die Zukunft, eine Zukunft, die 1974 zum Teil schon Wirklichkeit geworden ist. Da erweisen sich Turels Analysen als scharfsichtige Voraussagen.

Ein Partisan der Phantasie

1950, in einer Zeit des kalten Kriegs und eines noch ungebrochenen Wiederaufbau- und Expansionswillens in Europa, warnte er schon vor den Gefahren der Umweltverschmutzung, der «Verunreinigung» der Weltmeere, gegen deren Ausmass sich die Idee des Naturschutzes als unzulänglich erweisen werde. Andererseits sagte er eine enge Zusammenarbeit zwischen den USA und der UdSSR in der Weltraumfahrt voraus. Beides ist heute eingetreten.

Futurologie, eine Wissenschaft, die ihren genauen Platz noch sucht, sie ist Teil der Turelschen Philosophie, der alle Fakten und Daten der bisherigen Erd- und Menschheitsgeschichte zu kombinierbaren Variablen bei der Erkundung des Morgen werden. Die Produktivkraft der Phantasie ist heute wichtiger denn je. Turel war einer jener «Partisanen der Phantasie», von denen Robert Jungk spricht, die das «Klima der Zeit» verändern, die mit dem Möglichen experimentieren, ohne das Ziel einer besseren Welt aus den Augen zu verlieren.

So ist den Turelschen Werken nur zu wünschen, dass sie einem grösseren Kreis zugänglich gemacht werden; die Herausgabe einiger Schriften in einer Taschenbuchreihe könnte da eine Bremschlag helfen. Im Augenblick können die meisten seiner Werke nur über die Stiftung bezogen werden. Allerdings hat Turel mit seinen Misserfolgen stets etwas kokettiert. «Bilanz eines erfolglosen Lebens» heisst ein Teil seiner Autobiographie, und der «Erfolgstreik» ist für ihn «die einzig richtige» Form der Askese für unsere technisierte Zeit. Doch wichtiger als Streik ist die Aufforderung an alle zur Mitarbeit bei der Gestaltung der Zukunft. Es geht darum, dass alle «aus autarker Einsicht heraus ebenbürtig an der Neustrukturierung der Welt mitarbeiten».

grossen Werke «Paradise Lost», «Paradise Regained» und «Samson Agonistes».

Das verlorene Paradies

Milton handhabt in seinem «Paradise Lost» den biblischen Stoff von der Schöpfung und vom Sündenfall mit der plastischen Urkräftigkeit der alten Propheten und Seher. Er gestaltet einen Konflikt zwischen Vernunft und Unvernunft, Mässigung und Exzess, hierarchischer Ordnung und anarchischer Unordnung. Neben den Grundsätzen der christlichen Freiheit und Vernunft betont er die Notwendigkeit von gläubiger Demut und ergebenem Gehorsam.

Der eigentliche Held des Epos ist Satan, der nun zu einer der grossen Figuren der Weltliteratur wird. Satans Charakter wurzelt in der Selbstsucht, in der Leidenschaft und im egozentrischen Stolz. Gleich zu Beginn des Epos wird die Absicht des Dichters enthüllt: er will die Wege Gottes vor den Menschen rechtfertigen.

Das wiedergewonnene Paradies

Wie das «Verlorene Paradies» behandelt auch das wiedergewonnene («Paradise Regained») das menschliche Thema der Versuchung, die diesmal freilich vom Mensch gewordenen Christus abgeschlagen wird. Christus widersteht dem Bösen durch die Macht der Ver-

Aussprüche

Das Bedürfnis, recht zu haben, ist das Kennzeichen eines gewöhnlichen Geistes. (Albert Camus)

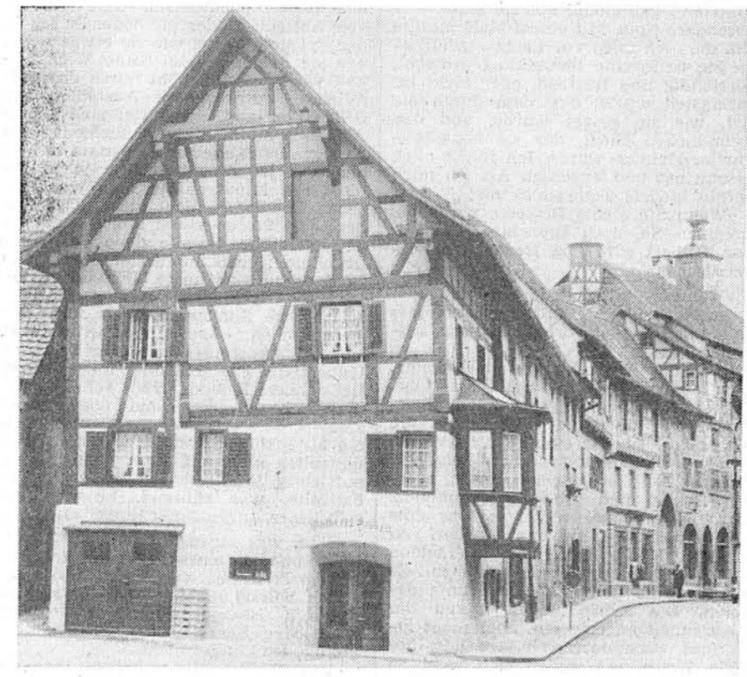
Wer die bessere Einsicht hat, darf sich nicht scheuen, Unpopularität in Kauf zu nehmen. (Winston Churchill)

Die besten Frauenkenner sind die Meteorologen: Sie geben den Wirbelstürmen Frauenennamen. (Peter Ustinov)

Die Frauen inspirieren uns zu grossen Taten, aber sie hindern uns dar-

Renovationen in Stein a. Rhein

Stein am Rhein, eine der besterhaltenen und schönsten mittelalterlichen Kleinstädte, ist sorgsam darauf bedacht, seine vielen Baudenkmäler zu erhalten und mit Leben zu erfüllen. Renovationen von Privathäusern haben so zu erfolgen, dass der mittelalterliche Charakter des Stadtbildes in keiner Weise beeinträchtigt wird. Zu diesem Zweck übernehmen Bund, Kanton, Stadt, Heimatschutz und eine Altstadtstiftung die für stilgerechte Erneuerungen entstehenden Kosten, die über Aufwendungen für normale Renovationen hinausgehen. In diesem Jahr wurden zwei markante historische Häuser kunstvoll instandgestellt, der «Falken» (Bild unten) und die «Rappefarb» (Bild rechts). Die mit massivem Holzwerk umrahmte Fensterfront der «Rappefarb» gibt dem Haus das mittelalterliche Gepräge. (RIA-Photos)



nunft, die geleitet und gestärkt wird durch demütigen und gehorsamen Glauben. Das letzte Werk Miltons, «Samson Agonistes», ist ein Drama, das sich streng an die griechische Tragödie anlehnt. Es erzählt von Samsons Fall und Versuchung, seiner Selbsterkenntnis und seiner Selbstüberwindung, seinem Aufstieg zu Grösse und befreiender Tat. Es ist ein Beispiel für den freien Willen des Menschen, der zwar der Sünde verfällt, sich aber ohne Ausflüchte mit ihr auseinandersetzt, die Strafe anerkennt und, im Gehorsam Gottes lebend, seine Gnade, d.h. die Erlösung wiedergewinnt. Die enge Parallele zu den beiden vorangegangenen Epen ist unverkennbar.

Die Gedanken des Spätwerks

Die Grundanschauungen die aus Miltons späten Werken sprechen, lassen sich nicht in einem geschlossenen System zusammenfassen. Milton ist Puritaner, doch hält er es nicht mit der Prädestination. Der Mensch ist ständig zu freier Entscheidung aufgerufen, wozu ihm Gott die Vernunft verliehen hat. Geleitet von der «right reason», hat der Mensch trotz des Sündenfalls unbegrenzte Möglichkeiten der Entwicklung zum Guten.

Weisheit ist kein wissenschaftliches Lernen, sondern tägliche christliche Frömmigkeit und Güte. Wir sind vielleicht überrascht, diese Erkenntnis von Milton zu vernehmen, der sich von Bacon's Ideen hat beeinflussen lassen und den Wissenschaften in seiner Entwicklung so weiten Raum gewährt hat. Aber Milton verdammt nicht die Wissenschaft an sich, er nimmt nur wissenschaftliche Erkenntnis und Spekulation als Beispiel für Stolz und Anmassung, von denen die wahren Werte und Ziele des Lebens verdunkelt werden. Alle Dinge vollziehen sich nach der göttlichen Ordnung, an die Milton glaubt. So steht die Erlösung und Erneuerung durch Selbsterkenntnis, Unbestechlichkeit des Denkens und Demut am Ende von Miltons Werk und Leben. Lilian Feger

an, sie auszuführen. (Alexander Dumas)

Es ist leichter, einer Begierde ganz zu entsagen, als in ihr masszuhalten. (Friedrich Nietzsche)

Geizhalse sind die Plage ihrer Zeitgenossen, aber das Entzücken ihrer Erben. (Theodor Fontane)

Die medizinische Forschung hat so enorme Fortschritte gemacht, dass es praktisch überhaupt keinen gesunden Menschen mehr gibt. (Aldous Huxley)

Wer wollte nicht lieber krank sein wie Pascal als gesund wie der Pöbel? (Ernest Renan)

Kulturelle Notizen

Vor 100 Jahren wurde das Kesslerloch entdeckt

sda. Mit einer kulturellen Begegnung feierte die Schaffhauser Landgemeinde Thayngen am 15. November die Entdeckung der prähistorischen Stätte Kesslerloch, die als bedeutendste altsteinzeitliche Fundstelle der Schweiz gilt.

Vor 10 000 Jahren benutzten Rentierjäger die Höhle als Rastplatz. Später diente sie Kesselflickern als Unterschlupf. 1874 entdeckte der Thaynger Reallehrer Konrad Merk die Stätte und verschiedene eiszeitliche Kunstwerke. Bekanntester Fundgegenstand ist das «weidende Rentier», eine Ritzzeichnung auf einem Rentierknochen.

Schweizerische Gesellschaft der Freunde Paul Claudels gegründet

sda. In Zürich ist eine Schweizerische Gesellschaft der Freunde Paul Claudels gegründet worden. Neben der französischen Société Paul Claudel gibt es bereits Claudel-Gesellschaften in Italien, Belgien, Kanada und in den USA. Die Schweizerische Gesellschaft erstrebt den Zusammenschluss all jener, die Claudel gekannt und im Banne seiner Persönlichkeit gelebt haben sowie auch aller, die sich für sein Werk und dessen Verbreitung einsetzen wollen.

Die Gesellschaft will Dokumente zusammentragen, die sich auf Leben und Werk Claudels beziehen, wie unveröffentlichte Bücher, persönliche Andenken und solche seiner Freunde, Zeichnungen usw., ebenso alle Dokumente, die Aufführungen seiner dramatischen Werke (Entwürfe, Photographien, Plakate, Programme, Rezensionen) betreffen. Sie will ferner Studium, Veröffentlichung und Verbreitung dieser Dokumente ermöglichen und fördern ebenso wie alle Schriften, welche dem besseren Verständnis von Leben, Denken und Werk Claudels dienen. Sodann sollen Ausstellungen, Vorträge und andere Anlässe literarischen, künstlerischen oder gesellschaftlichen Charakters veranstaltet werden, welche der Verwirklichung dieser Ziele dienen. Eines der ersten Vorhaben der neuen Gesellschaft ist die Drucklegung des Katalogs der Claudel-Sammlung in Zürich.

Als Vorstandsmitglieder wurden an der Gründungsversammlung nach Genehmigung der Statuten Dr. E.M. Landau, Zürich, Charles Apothéloz, Lausanne, und Walter Egloff, Zürich, gewählt. An der Gründungsversammlung nahm auch der Sohn Claudels, Pierre Claudel, Paris, teil. Er orientierte über die Tätigkeit der französischen Société Paul Claudel.